REIHE Netzbürger

Richard F. Simonson

# Dünnes Eis

Novelle



Contumax

Reihe Netzbürger

# Richard F. Simonson

*Dünnes Eis*

Contumax-Verlag

Contumax-Verlag
Tempelhofer Damm 2
12101 Berlin

Gestaltung und Satz: Contumax GmbH & Co. KG
Druck und Bindung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

1. Auflage, Oktober 2009

ISBN 978-3-86199-003-1

Reihe Netzbürger

Band 1 Henning Bartels: Die Piratenpartei – Entstehung, Forderungen und Perspektiven
Band 2 Klaus Graf: Urheberrechtsfibel – nicht nur für Piraten
Band 3 Richard F. Simonson: Dünnes Eis

# Gut gelaufen

Das klare Licht der Vormittagssonne fiel schmeichelnd auf das Stillleben aus einer fast leeren Flasche Château Nozet, zwei hochstieligen Gläsern und einer schlanken Vase mit tiefroten Tulpen, deren schwere Köpfe sich auf die weiße Tischdecke neigten. Fida schlief noch. Stolz sei sie auf ihn, „richtig stolz", hatte sie gestern gesagt und sich in seinen Arm gelegt, wie sie es sonst beim Fernsehen tat. Sie lag nackt zwischen den weißen Laken, die sie umschlungen hielt, als er aus dem Bad kam.

Die ungerade Ziffer, die die Serie seiner Dienstfahrzeuge bezeichnete, hatte sein Arbeitgeber in den vergangenen Jahren mit schöner Regelmäßigkeit erhöht. Zuletzt hatte man ihm erklärt, die letzte einstellige Primzahl sei der Ministerialebene vorbehalten und stattdessen mit der gesprochenen Nachkommastelle die Leistung angehoben.

Fida mochte das große Auto. V. mochte Fida.

Sie hatten es „sich erhalten", wie V. es vor Freunden gerne ausdrückte, ein paar Mal im Jahr für verlängerte Wochenenden zu verreisen. Sie wohnten in komfortablen, später in luxuriösen Hotels, aßen gut, tranken erlesenen Wein und schliefen miteinander. Fida tat das, weil es ihr gefiel, V., weil er in einem geläuterten Herrenblog gelesen hatte, dass das zur Pflege einer guten Ehe gehöre. Auch als Lucy noch klein war und stets umständlich zu einem der Großelternpaare gebracht werden musste, fuhren sie in ihre Kurzurlaube. Seit diesem Jahr blieb Lucy allein zu Hause. Sie war in das Alter gekommen, in dem es ihren Mitschülern nicht mehr zu vermitteln war, dass sie bei den Großeltern übernachtete, nur weil ihre Eltern auf Beziehungspflege waren. Eltern an sich waren schon schlecht darstellbar, nicht geschiedene ziemlich suspekt und deren Liebesreisen in Hide-out-Hotels gingen gar nicht. Kontrollanrufe hatte sie sich verbeten, dennoch wählte V. Lucys GirlPhone an, während Fida sich anzog.

„Mensch, Papa!", empörte sie sich zur Begrüßung.

„Guten Morgen Prinzessin, gut geschlafen?"

„Ja natürlich, was denn sonst?"

Lucy erzählte ihm, sie habe eine Freundin für den Nachmittag eingeladen und wolle mit ihr meditieren, er möge sich also nicht wundern, wenn sie seine Kontrollanrufe nicht annehmen könne, am Besten sehe er gleich davon ab.

„Deine Tochter hat einen Freund!“, rief V. Fida zu, als diese die goldenen Kreolen schloss, die er so an ihr mochte. „Sie wird 16“, lächelte Fida milde. „Sie *ist* 15“, empörte sich V.

„Du warst 14, als du mit, wie hieß sie? Heike!? ins Wäldchen gegangen bist.“

„Das war etwas anderes.“

„Ach so.“

Fida küsste ihn flüchtig auf die Wange, strich ihm über sein immer noch hellblondes Haar, hakte ihn unter und führte ihn über den weichen Hotelteppich zum Fahrstuhl in die Tiefgarage. V. hatte den aufgeräumten Schreibtisch in seinem Büro bester Laune verlassen. Das Tagesgeschäft war ruhig gewesen in der letzten Woche, abgesehen von ein paar – vermutlich harmlosen – Datenbewegungen, die noch nicht erklärt waren, sogar außergewöhnlich ruhig. In dem großen Display in der Mittelkonsole erschien das Logo des Kulturportals, mit dessen Hilfe Fida die 2C-Liste für den Ausflug auf ihr iPhone geladen hatte. Nachdem das Identifikationssystem des Autos das Handy erkannt und mit Fidas Fingerabdruck über den berührungslosen Scansensor gematcht hatte, sind die Daten an das Navigationssystem übergeben worden. In der Kunsthalle wurden großformatige Leinwände eines jungen Malers gezeigt, dessen Namen man im Tennisclub kennen musste. Trübe Figuren wurden von gleichförmigen Mustern durchdrungen, sahen seltsam bedrängt aus, eingeengt und transparent, schienen an Fäden zu hängen, unfrei in ihrer Bewegung, dominiert von mächtigen Flächen.

„Was will uns der Künstler damit sagen?“, fragte V. nicht ohne verhohlenen Spott und bekam prompt Fidas auswendig gelernte Interpretation über menschliche Individualität in der Gleichförmigkeit gesellschaftlicher Kontrolle zu hören. Fida hatte sie selbst wieder vergessen, als sie die Tür des großen Autos mit dem satten Geräusch deutscher Wertarbeit ins Schloss fallen hörte. Willkommen zu Hause, sozusagen.

Abends fuhren sie in das Restaurant, das der Hauptgrund für Fidas Entscheidung, hierher zu fahren, gewesen war. Das iPhone hatte die Menükarte bereits auf das Navidisplay übertragen, als sie sich in die weichen Ledersitze fallen ließen. Auf dem Rückweg würde auch der Hauptgang, der jetzt noch als „Surprise“ in geschwungener Schrift aufgeführt war, über das W-LAN des Restaurants als Datensouvenir Eingang in ihr System gefunden haben. Eine schöne Erinnerung, wenn sie bei nächster Gelegenheit Freunden ihre Scrapbooks an die Wand beam-

ten. Die Schranke des Parkhauses unter dem Restaurant öffnete sich selbsttätig, die Kennung der Bundeszentrale für Datenintegration, die das Dienstfahrzeug übermittelte, ersparte ihnen die lästigen Sicherheitschecks bei der Einfahrt. V. las lang und lustvoll in der telefonbuchstarken Weinkarte. Er mochte diesen Anachronismus. Wein blieb, jedenfalls in der ernsthaften Gastronomie, mit dem Datenträger Papier verbunden. Die Speisekarten wurden längst aus dem W-LAN aufs iPhone geladen, aber Wein blieb geheimnisvoll irrational. In sentimentalen Mitarbeitergesprächen auf Betriebsfeiern leitete V. daraus zuweilen ein gewisses Rebellentum ab und reklamierte für sich eine Genussindividualität, „trotz oder gerade wegen“, wie er zu sagen pflegte, seines Berufes. Wein sei ein kunsthandwerklich hergestelltes Kulturgut, zitierte er einen berühmten Prinzen, der sich aufs Weinmachen verstand. So etwas lasse sich nicht in Datensätze fassen, zu nuancenreich und individuell sei das filigrane Produkt aus dem tradierten, kunsthandwerklichen Umgang mit der Willkür der Natur. Leben müsse man den Wein, sich einfühlen, ihn gewähren lassen, seine Kraft, sein Potential entfalten lassen.

„Eine gute Weinkarte richtig gelesen, ist fast so schön, wie wirklich voll gewesen“, kalauerte V. in einem jahrealten Ritual, indem er die Weinkarte schloss und die Hände in den Schoß legte. Er fragte den Kellner mit hochgezogenen Augenbrauen, ob der *Silex* tatsächlich ein 2007er sei. Der Sommelier schmunzelte wissend und versicherte seinem Gast mit dem verbrüdernden Blick des Artgenossen, dass Monsieur Didier diesen Wein noch selbst abgefüllt habe. „Sein letzter, bedauerlicherweise.“

V. hatte sich längst daran gewöhnt, dass Fida seinen ausladenden Vorträgen über die Weine, die sie tranken, zwar interessiert zu folgen schien, aber schon Minuten später wieder nach der Rebsorte fragen würde. Manchmal unterbrach sie sein Dozieren, fiel ihm ins Wort und sagte, dass sie ihn liebe, oder zog einen Schuh aus und fuhr mit ihrem Fuß ungeniert zwischen seine Beine. V. konnte also nur gewinnen und setzte zu einer druckreifen Belehrung über die Loire im Allgemeinen, Pouilly-Fumé im Besonderen und Didier Dagueneau im Speziellen an. Das Lokal war zu fein für schmale Tische und Fida fragte interessiert nach der Rebsorte, bevor er sie erwähnt hatte. Also ließ er auch die Hundeschlitten nicht aus und bedauerte den Unfall mit dem Leichtflugzeug. Auch gut.

„Kennst du ihn?“, fragte V. über seine Vorspeise gebeugt.

„Wen?“, tat Fida überrascht.
„Lucys Freund.“
„Nicht direkt“, lächelte Fida wissend. „Da gibt es diesen Rob.“
„Rob!?“, entfuhr es V. etwas lauter, als er gewollt hatte. „Was ist das für einer?“
„Das weiß ich nicht, hab ihn nie gesehen. Lucy trifft ihn nach der Schule und er schreibt ihr MMS, das ist alles.“ Fida erzählte, dass Lucy vor ein paar Tagen das GirlPhone, das V. ihr zum letzten Geburtstag geschenkt hatte, auf der Küchentheke liegen lassen habe. Fida sah hinter dem Absendernamen *Rob* drei Herzchen im Display blinken, als der Sound von hellen Glöckchen, die Lucy unter dem Namen *Sweetlove* heruntergeladen hatte, eine neue MMS ankündigte. Sie gab Lucy das Handy, ohne versucht zu sein, die MMS zu öffnen. Dass Lucy darauf nicht zu sprechen kam, sondern mit der Nachricht eilig in ihr Zimmer verschwand, war die Bestätigung, die Fida nicht mehr brauchte.
„Und jetzt sitzt er vermutlich mit Lucy in unserem Wohnzimmer und macht weiß Gott was mit ihr!“
„Vielleicht ...“, lächelte Fida sanft und nahm seine Hand „... liest er ihr Gedichte vor oder zeigt ihr seine Scrapbooks.“
V. hatte Fida Gedichte vorgelesen, als sie sich kennenlernten, und ihr seine Briefmarkensammlung gezeigt, die er bis heute hütete wie einen Schatz. Sein Vater hatte ihm die Sammlung anvertraut, eine „Dokumentation denkwürdiger historischer Errungenschaften“ sei sie. V. war stolz, dass er zum Gralshüter bestellt wurde und nicht sein Bruder, der – wenngleich am selben Tage geboren – in eine ganz andere Richtung schlug, die seinem Vater nie behagte. Das war im letzten Jahrhundert und die Vorstellung, Lucy könnte heute einem Jungen zuhören, der ihr Gedichte vorlas, erschien ihm völlig abwegig. Ja, sie wurde bald 16, und dass es irgendwann mal Jungs in ihrem Leben geben würde, war absehbar. Dennoch blieb ihm unwohl, dass er nicht wusste, wer das war, was er machte, welchen Einfluss er auf seine Tochter haben würde und ob er ihr gut tun würde. Er war verantwortlich für sie, sie auf seinen Schutz angewiesen, auch wenn sie kein Kind mehr war. Es gab zu vieles im richtigen Leben da draußen, das sie nicht wissen oder nicht richtig beurteilen konnte. Der Blödsinn auf der letzten Klassenfahrt, als der Stufenleiter eine Mitteilung gemailt hatte, seine Tochter habe an einer Party teilgenommen, auf der „bewusstseinsverändernde Substanzen“ gefunden worden waren. Lucy

hatte beteuert, sie habe nichts davon genommen. Fida glaubte ihr. V. schrieb eine Mail mit der Signatur der Behörde und wies den Schulleiter auf seine Verantwortung und seine besondere Aufsichtspflicht gegenüber Schutzbefohlenen hin. Er forderte den Direktor auf, über potentiell besorgniserregende Ereignisse und Personen an Lucys Schule zu berichten. V. hatte das Bedürfnis, davon zu wissen. Im Zweifelsfall würde er eingreifen und Schlimmeres verhindern können, glaubte er. Es ging nicht um Bevormundung, er war ein liberaler Mensch, aber – und daran ging nun mal kein Weg vorbei – er war ihr Vater und verantwortlich für ihr Wohlergehen. Es häuften sich gerade in jugendlichen Gruppen immer ernster genommene Eigentumsdelikte, die nichts mehr mit den romantisch verklärten Kassettenmitschnitten seiner Jugend zu tun hatten, sondern als handfeste Straftaten verfolgt und geahndet wurden. Mit drakonischen Strafen und schwindelerregenden Schadensersatzforderungen wurde manches junge Leben in der Knospe zerstört. Das war eine schiefe Bahn, vor der V. seine Tochter bewahren wollte. So ähnlich hatte sein Vater damals, als sein Bruder mit einem Joint erwischt worden war, mit ihm gesprochen. Der hatte danach erst richtig angefangen zu kiffen und sich auch darüber mit seinem Vater entzweit. Aber das war nun wirklich eine ganz andere Zeit. Auch V. hatte nach dem Studium jeden Kontakt zu seinem Bruder verloren. Zu unterschiedlich waren die Entwicklungen, zu gegensätzlich die Ansichten. V. trat unmittelbar nach dem Studium einen Job bei der Bundeszentrale für Datenintegration an und stieg schnell auf. Es war, da hatte Fida sehr recht, gut gelaufen für V. Sein Professor war als prominente Kapazität seines Gebietes ständiger Berater der BZDI, die er selbst die ZENTRALE nannte. Noch im Diplom sprach er ihn auf ein „anspruchsvolles Projekt“ an, das nach jungen Talenten verlange. Daraus wurde V.s Promotion, ohne Lehrverpflichtung, eine reine Forschungsstelle. Datenintegration war schon der Schwerpunkt seines Diploms. In der Entwicklungsgruppe, die er bereits kurz darauf leiten sollte, ging es um ein optimiertes Format, das geeignet sein sollte, sehr große Bestände unterschiedlicher Herkunft zu vereinen und engmaschige Verrasterungen auf allen Ebenen zu erleichtern. V. hatte nicht an Orwell gedacht, als er der Gruppe vorschlug, das Format NEUDAT zu nennen. Er fand einfach die Idee gut, eine deutsche Entwicklung einprägsam auf Deutsch zu benennen, sonst nichts. Was sein Bruder zu dieser Zeit tat, wusste er schon nicht mehr, und es war ihm auch

egal. Fida, mit der V. schon in den Studienjahren ging, hatte ihr Referendariat gerade abgeschlossen und war begeistert von der Idee, mit ihm nach Berlin zu ziehen.

Sie bezogen eine hübsche Altbauwohnung in der Nähe des Winterfeldtplatzes, die Fida mit blassorangen Vorhängen ausstattete. Sie unterrichtete schon bald an der Cecilienschule in Wilmersdorf. An dem Abend, an dem V. ihr erzählte, die ZENTRALE werde ihn zum Leiter der Sonderabteilung Sicherheit befördern, fragte er sie, ob sie ihn heiraten wolle. Er hatte bereits Wochen zuvor in Frühsammers Restaurant im Grunewald für eine große Feier reserviert. V.s Vater hielt eine Rede mit vor Stolz geschwollener Brust, in der das Wort „Abteilungsleiter“ etwa doppelt so oft vorkam wie Fidas Name. Als Fida schwanger wurde, war V. bereits Mitglied des erweiterten Beraterstabes des Ministers. Als sie ihn anrief, saß er in einer Besprechung und hatte versäumt, das Handy stumm zu schalten. V. missverstand die Bemerkung des Ministers, er möge ruhig rangehen, es könne ja „jemand wichtiges“ sein und nahm das Gespräch tatsächlich an, ohne den Raum zu verlassen. Seitdem kannte der Minister seinen Namen. Als Lucy zur Welt kam, gratulierte er und ließ Fida Blumen ins Krankenhaus schicken.

Die ZENTRALE hatte nach der ersten Erweiterung des Gesetzes zur Vorratsdatenspeicherung V.s NEUDAT-Format praktisch unverändert zum Standard für die neu zu schaffende Struktur der zentralen Datenorganisation übernommen. V. war damit zu einem prominenten Mitarbeiter der ZENTRALE geworden. Die Kanzlerin selbst hatte ihn einige Monate später ersucht, seinen Sonderbereich „Sicherheit“ um ein leistungsfähiges Ermittlungsdezernat zu erweitern und selbst dessen Leitung zu übernehmen. Ihr liege die Datensicherheit sehr am Herzen, hatte sie gesagt, und wer könne dafür besser garantieren als er, der das System entwickelt habe. Bislang oblag diese Aufgabe dem BKA, das sich dafür einen Stab von Spezialisten zusammenstellte. Es gab Bedenken, dass mancher pfiffige Hacker auf diesem Weg in den Staatsdienst gelangen könnte. Wohl vor allem deshalb hatte man entschieden, die Aufgabe doch besser innerhalb der geregelten Zuverlässigkeit der Behörde anzusiedeln. V. hatte damit keinen technischen Vorgesetzen mehr, es gab keinen Bereich, auf den er nicht ungehindert Zugriff nehmen konnte. Er unterstand nur noch in organisatorischen Dingen dem Leiter der Bundesbehörde und berichtete ausschließlich dem Minister. Oder der Kanzlerin selbst, wenn – was gelegentlich vorkam – ein Datensicherheitsthe-

ma die Öffentlichkeit erreichte. Der Minister war ein kluger Kopf, technisch nicht versiert, aber durchaus verständig. Auch wenn er seine E-Mails von seinem Vorzimmer ausdrucken ließ, V. kannte ihn nur als stets bestens vorbereitet und auch im Detail sattelfest. Er war überrascht, als der Minister sich stundenlang über die Einzelheiten von NEUDAT unterrichten ließ. Er hatte V.s Dissertation praktisch auswendig gelernt und war begeistert von der komplexen Querreferenzierung. In den Folgejahren schien es beinah so, als seien die Beschlussvorlagen für die Erweiterungen der Gesetze zur Datenintegration an den technischen Möglichkeiten von NEUDAT orientiert. Was mit NEUDAT möglich war, wurde durch eine Kette von Gesetzen auch legal und umgesetzt. Der Widerstand in der Bevölkerung blieb auf eine politisch unerfahrene, heterogene Gruppe beschränkt. Diese schaffte zwar bei den Wahlen mit 2% den Sprung aus den *Sonstigen*, wurde aber von den Regierungsparteien erfolgreich als *Nerds* abgetan und in den Bereich der digitalen Spinner verdrängt. Als die Vorratsdatenspeicherung auf die GPS-Daten der Handys ausgeweitet wurde, hatte sich auch in Teilen des bürgerlichen Lagers kurz Widerstand geregt. Das Verfassungsgericht schränkte im Wege der einstweiligen Verfügung die Auswertung der Daten bis zur abschließenden Beurteilung ein, nicht jedoch deren Erhebung. Der Anschlag auf das Kölner Stadtarchiv, der lange wie ein bedauerlicher Bauunfall in einem U-Bahnschacht aussah, lieferte dem Minister genug Munition für die Rechtfertigung des „dringend benötigten“ Sicherheitsgesetzes. Man hatte über die Handy-GPS-Daten das Bewegungsprofil eines radikalen Aktivisten ausgewertet, der in einem Bekennerschreiben angab, er wolle das „imperiale Erbe“ auslöschen und sich dabei in wirren Darstellungen über die Geschichtslosigkeit der wahren Freiheit verlor. Als dann Indizien für die Vorbereitung weiterer Anschläge auftauchten und spekuliert wurde, dass auch der Brand der Weimarer Anna-Amalia-Bibliothek kein Zufall gewesen sein mag, man habe damals noch nicht über „zeitgemäße“ Ermittlungsmöglichkeiten verfügt, die Aufklärung sei mithin nahezu unmöglich, verstummten die Fragen nach der Herkunft der Bewegungsprofile schnell wieder und der Minister setzte im Schatten des Ermittlungserfolges eine erweiterte Fassung des Gesetzes durch. Zu den GPS-Daten kamen nun die Daten des öffentlichen Verkehrs, der inzwischen praktisch ausschließlich elektronisch gebucht werden konnte. Auch der Kleinkonsum wurde in NEUDAT erfasst und in Echtzeit an die ZENTRALE übermittelt. Der Minister triumphierte

als er einen Fahndungserfolg präsentierte, der aufgrund der Marke einer am Tatort gefundenen Zigarettenkippe den Rückschluss auf ein Handy zuließ, dessen Bewegungsprotokoll den Aufenthalt des Inhabers zur Tatzeit am Tatort auswies. Die Fahnder unterstellten, dass die Zigarette innerhalb der letzten 48 Stunden vor dem Sexualverbrechen gekauft worden war. Sie ermittelten alle 578 Verkäufe der Marke an Automaten im Umkreis von 25 km. Der notwendige Altersnachweis war in den Handys codiert, mit denen auch bezahlt werden konnte. So gelangten die individualisierten Verkaufsvorgänge an die ZENTRALE und konnten mit den Bewegungsprofilen, die zum Zeitpunkt der Tat in die Nähe des Tatorts führten, gematcht werden. Es ergab sich, dass nur 4 Käufer dieser Marke, die tatsächlich nur in Automaten verkauft wurde, zum fraglichen Zeitpunkt in der Nähe des kleinen Waldes am Müggelsee waren. Nach Abzug einer zwischenzeitlich bei einem Verkehrsunfall verunglückten Person, zeigte das Google-Suchabfrageprotokoll einer der drei verbliebenen Handy-IPs auffällige Schlüsselbegriffe, die auf eine „schwere sexuelle Abnorm“ schließen ließen (die Begriffe wurden aus fahndungstaktischen Gründen nicht veröffentlicht). Die Suchabfragenerfassung war zu diesem Zeitpunkt nur für Situationen der akuten Gefährdung der öffentlichen Sicherheit gedeckt, aber der Erklärungsnotstand des Ministers ging in der Erfolgsmeldung in der Presse unter. „Wir konnten einen abscheulichen Sexualstraftäter dingfest machen“, sagte der Minister in einer Talkshow. „Wie wollen Sie den Eltern eines potentiell nächsten Opfers erklären, dass Sie nicht alle Hebel in Bewegung setzen, um solche Täter zu fassen und von weiteren Verbrechen abzuhalten?“

Wenig später konnte dann mit einer weiteren Gesetzesnovelle auch die verdachtsunabhängige Vorratsspeicherung von Suchabfragen flächendeckend gewährleistet werden. Google hatte in „vorauseilendem Gehorsam“, wie kritische Blogger schrieben, lange bevor der Gesetzgeber sie dazu zwingen konnte, die Datenbestände bereits geliefert.

Die Bloggerszene hatte sich verändert, nachdem das Zugangserschwerungsgesetz erweitert worden war. Zur Einführung des Gesetzes hatte der Minister unter Zuhilfenahme einer von Fachkenntnis unbelasteten Ressortkollegin mit der Verbreitung von Kinderpornografie argumentiert, die mit dem Gesetz unterbunden werden sollte. Selbst Eliteblätter, die stolz ihren intellektuellen Markencharakter zur Schau stellten, waren darauf reingefallen und rückten kritische Bürgerrechtler in

die Nähe von Kinderpornografen. In der Folge wurde die Verbreitung volksverhetzender und minderheitendiffamierender Inhalte als Sperrgrund aufgenommen. Gleichzeitig wurde das heftig kritisierte fünfköpfige Gremium, das die vom BKA – ohne richterlichen Beschluss – erstellten Sperrlisten vierteljährlich in Stichproben einsah, um einen vierköpfigen Sachverständigenbeirat aus dem Innenministerium erweitert. Es gab empörten Widerspruch gegen die fehlende richterliche Überwachung vor allem aus den Reihen der kleinen Protestpartei. Zuvor hatte ein mindestens ungeschickter Parlamentarier auf eigene Faust Recherchen zur Verfügbarkeit von kinderpornografischem Material angestellt und wurde – nachdem entsprechendes Material auf seinem Rechner sichergestellt worden war – angeklagt. Auch wenn trotz weitgehender Vorverurteilung in den Medien seine tatsächliche Motivation nie zweifelsfrei aufgedeckt werden konnte, blieb sein Bekenntnis zu der kleinen Protestpartei ein existentielles Glaubwürdigkeitsproblem. Als dann bekannt wurde, dass die beiden medienwirksam überführten Betreiber eines Raubkopierportals eingetragene Mitglieder der Partei waren, spielte es in der öffentlichen Meinung keine Rolle mehr, dass niemand in der Partei davon ahnen konnte und die Männer sofort ausgeschlossen wurden. Das Ansehen war schwer beschädigt. „Ladendiebe dürfen in der Diskussion um Diebstahlsicherungssysteme kein Gehör finden", hatte der Minister in einem Interview gesagt. Für den verunglimpfenden Vergleich hatte er sich später halbherzig entschuldigt, aber das Ladendiebbild blieb in den Köpfen hängen.

Mit der dritten Novelle wurde dann die Gefährdung der öffentlichen Sicherheit in den Sperrkatalog aufgenommen. In Anlehnung an ein Gutachten des amerikanischen Stanfordprofessors John Yoo erläuterte der Minister in einer Durchführungsbestimmung für das BKA, dass ein öffentlicher Beitrag, der die Sicherung der Grundlage für das Recht auf öffentliche Beiträge gefährde oder zu beschädigen geeignet sei, gegen das Recht auf freie Meinungsäußerung verstoße. Mithin sei ein solcher Beitrag eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit. Gleichzeitig wurde der Betrieb von Nameservern staatlich konzessioniert. Damit war die einfache Umgehung der Sperrlisten durch nicht registrierte Nameserver praktisch ausgeschlossen.

Dem stark gestiegenen Arbeitsaufkommen im BKA trug der Minister Rechnung, indem er dort eine Abteilung zur „Aufdeckung zu sperrender Inhalte" einrichtete. Die Dezernate *Pornografie mit Kindern* und *Min-*

*derheitendiffamierung* wurden bald darauf zusammengefasst und in eine kleine Außenstelle im Schwarzwald ausgelagert. Das Dezernat *Gefährdung der öffentlichen Sicherheit* wuchs zu einer Institution heran, die unter ambitionierten Jungjuristen als ausgezeichnetes Karrieresprungbrett galt. Man munkelte, der Minister plane die Integration der Behörde in das Ministerium.

Am späten Abend saßen Fida und V. in der ausgestorbenen Bar des Hotels. V. fand einen Malmsey Madeira aus der kleinen Adega von Artur de Barros e Sousa aus dem Jahr ihrer Eheschließung auf der Karte. Ein äußerst ungewöhnlicher Fund. Hatten Fida und V. doch das kleine Weingut in der Innenstadt von Funchal vor Jahren einmal besucht und manche erlesene Flasche gekauft. Eine davon, eben jenen Malmsey aus ihrem Hochzeitsjahr, hatte V. in seiner Aktentasche (Fida packte den gemeinsamen Koffer) mitgebracht und am Vortag dem Barkeeper zusammen mit einer Euronote nennenswerten Betrages übergeben. Für Zufälle war er nicht zuständig.

Die Gläser standen kurz vor Mitternacht vor ihnen auf dem polierten Wurzelholztisch. In wenigen Minuten jährte sich ihr Hochzeitstag, der der Anlass ihrer Reise war. Fida zog, voller Freude über den bemerkenswerten Fund dieser, just dieser so besonderen Flasche, eine Zwischenbilanz ihrer Ehe, ihres Lebens. Sie sei glücklich mit ihm, so stolz auf das, was er erreicht habe, er sei ein wirklich toller Mann. „Es ist doch alles wirklich gut gelaufen!“

## Rheinauen

Nach dem großen Gewitter war geborgen worden, was von dem gebrochenen Astwerk übrig geblieben war. Von Blitzen getroffene alte Eichen waren eingeknickt und in Flammen aufgegangenen, die letzten Rauchfäden aus verkohlten Stümpfen waren verweht. Junges Holz war auf dem fruchtbaren Boden zu kräftigen Stämmen herangewachsen, die das morsche Trümmerfeld überwucherten. Eichen und Buchen, dazwischen immer mehr Zedern und Zypressen.

Die beiden Jungen waren längst zu alt, um noch an der Hand des Vaters zu gehen. Er überragte sie nur noch um einen halben Kopf. Sie gingen rechts und links von ihm, während er, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, einen halben Schritt voraus spazierte. Die Rheinauen entlang, mit dem Strom, sie mussten sich umwenden, um den Blick auf das Siebengebirge zu richten.

„Wir alle, jeder von uns, trägt die Verantwortung," setzte der Vater an. „Die Gesetze schützen uns und wir müssen sie beachten, jeder von uns, unbedingt und zu jeder Zeit."

„Wovor schützen uns die Gesetze?"

„Letztlich vor uns selbst. Gäbe es keine Regeln und Gesetze, würde jeder machen, was er will, und der Stärkere erschlüge den Schwächeren mit der Keule."

„Aber wo kommen die Gesetze her?"

„Auch von uns selbst. Die Menschen haben erkannt, dass es nicht sinnvoll ist, wenn sich jeder mit jedem ständig prügelt, und dass jeder einzelne weiter kommt, wenn Regeln eingehalten werden. Deshalb haben die Menschen sich zusammengetan und Regeln vereinbart, die jeder einhalten muss."

„Und was, wenn es einer doch nicht tut?"

„Dann kommt die Polizei und sorgt dafür, dass er sich dran hält."

„Die musste also gleich mit erfunden werden!?"

„Genau. Die Polizei, oder allgemeiner der Staat, hat von den Menschen, oder allgemeiner: von der Gesellschaft die Legitimation erhalten, das Recht durchzusetzen. Zur Not auch mit Mitteln, die keinem anderen erlaubt sind. Wenn es sein muss auch mit Gewalt."

„Das heißt, der Staat darf Dinge tun, für die jeder andere bestraft würde?"

„Ja, so ist es. Man spricht vom Gewaltmonopol des Staates. Nur so ist das Gesetz durchsetzbar und damit glaubwürdig."

„Aber ...", meldete sich erstmals der Schwarzhaarige zu Wort „... aber was, wenn der Staat Dinge tut, die verboten sind? Wer wäre dann da, um ihn davon abzuhalten?"

„Das ist ein großes Risiko und es kommt immer wieder auf der Welt vor, dass Staaten sich nicht an Gesetze halten, und dass Regierungen Gesetze erlassen, die nicht im Einklang mit der Verfassung stehen, oder dass Staaten gar keine anständige Verfassung haben. Das führt dann über kurz oder lang in ein totalitäres Chaos, in dem die Menschen in Angst und Schrecken leben müssen."

„Was genau ist die Verfassung?"

„Eine Art Sammlung von Grundregeln, nach deren Maßgabe die Gesetze erlassen werden müssen."

„Und wenn ich ein Gesetz finde, das nicht mit der Verfassung übereinstimmt?"

„Dann kannst du das Verfassungsgericht anrufen und Beschwerde führen. Die Verfassungsrichter sind die obersten Wächter über die Einhaltung unseres Grundgesetzes, so heißt die Verfassung bei uns."

„Warum heißt unsere Verfassung dann Grundgesetz und nicht Verfassung?"

„Wohl weil man damals ein Signal der Vorläufigkeit setzen wollte, nicht für den Inhalt des Grundgesetzes, sondern für seinen Geltungsbereich. Es gibt ein zweites Deutschland und wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, dass es irgendwann einmal wieder eines werden wird. Jedenfalls haben wir mit dem Grundgesetz eine Verfassung, die den Menschen schützt und ihn gleichzeitig in die Pflicht nimmt, an der Aufrechterhaltung dieser freiheitlich-demokratischen Grundordnung mitzuwirken. So nennen wir das Prinzip, das den einzelnen Menschen in den Mittelpunkt rückt und ihn nicht zu einem bloßen Bestandteil von irgendetwas macht, dass vermeintlich wichtiger ist."

„Aber was heißt das, daran mitzuwirken?"

„Dass wir wachsam sind! Wir müssen genau beobachten, wie sich unsere Gesellschaft entwickelt und aufpassen, dass sie sich nicht von Anstand und Moral entfernt."

„Und wenn sie es tut?"

„Dann müssen wir mit allen Mitteln versuchen, sie davon abzuhalten und sie zurück auf den richtigen Weg zu bringen."

„Mit allen Mitteln? Heißt das, wir packen die Keulen wieder aus?“

„Nein, das nicht. Unser Rechtssystem ist so aufgebaut, dass wir legale Möglichkeiten haben, Missstände aufzudecken und zu revidieren. Vom Bundesverfassungsgericht hatte ich ja schon gesprochen.“

„Wenn aber nun doch ein Gesetz kommt, das gegen den Anstand verstößt, was wiegt dann schwerer? Das Gesetz oder die Moral?“

„Die Moral, die Achtung vor dem Menschen, das wiegt am schwersten. Deshalb lautet der erste Satz unseres Grundgesetzes *Die Würde des Menschen ist unantastbar*. Das ist der wichtigste Satz in allen unseren Gesetzen, vielleicht der wichtigste Satz überhaupt, alles andere leitet sich daraus ab. Und wenn nicht, dann ist es nicht richtig.“

„Wenn also ein Gesetz kommt, das keine Achtung vor dem Menschen hat, dann muss man es nicht beachten, oder?“

„Ja, so ist es. Man muss sich sogar dafür einsetzen, dass es außer Kraft gesetzt wird.“

„Notfalls auch mit Keulen?“

„Nein, Gewalt löst keine Probleme und verachtet den Menschen, man wird niemals einen menschenverachtenden Zustand mit menschenverachtenden Mitteln verbessern können. Die moralische Rechtfertigung des Widerstandes bleibt nur erhalten, indem man sich konsequent integer verhält ...“

„... integer?“

„... das heißt, dass man auch so handelt, wie man spricht, dass die eigenen Werte gelebt werden und nicht nur vorgetäuscht sind. Wer also mit dem Argument, er wolle die freiheitlich-demokratische Grundordnung schützen, eben diese verletzt, verliert den Anspruch auf Rechtschaffenheit.“

„Aber wie dann?“

„Mit Widerstand durch zivilen Ungehorsam. Aber so weit wird es hoffentlich nicht kommen, wenn wir konsequent über unsere Gesetze wachen und sie einhalten.“

„Und wenn das auch nichts bringt, der juristische Weg, meine ich. Was dann?“

„Dann ist vermutlich alles zu spät.“ Der Vater machte eine nachdenkliche Pause. „Ihr beiden seid bald erwachsen und damit noch mehr in der Verantwortung. Wenn wir aufmerksam sind und früh genug einschreiten, sobald sich Verstöße gegen den Anstand, gegen das Grundgesetz, zeigen, dann werden wir verhindern können, dass das, was uns

heute zu diesem Gespräch geführt hat, jemals wieder passiert. Ihr beiden habt besondere Fähigkeiten, das macht mich stolz – und zuversichtlich. Ihr seid intelligent und genießt eine gute Ausbildung. Dass Euer Lehrer Euch aufgefordert hat, darüber nachzudenken, wie wir Deutschen Vorsorge treffen können, dass sich die Katastrophe des Nationalsozialismus nie wiederholt, bestätigt das. Setzt ein, was ihr könnt, im Sinne aller, denn nicht alle können, was ihr könnt."

Die Jungen schwiegen und hingen den Gedanken des Vaters nach, jeder auf seine Weise.

Ein kleiner Teich war aus dem Wasser des großen Stroms entstanden. Dünnes Eis hatte sich auf seiner Oberfläche gebildet und die Wellen befriedet.

Die drei Spaziergänger hatten im Gespräch nicht bemerkt, dass sie in einen umzäunten Bereich geraten waren. Sie standen vor einem hohen Maschendrahtzaun. Nachdem sie umgekehrt waren, versperrte ihnen ein verschlossenes Tor den Rückweg. Der blonde Junge folgte aufmerksam und ehrfürchtig den Ausführungen des Vaters, mit welchen Schritten er die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen werde und welche Vorsorge zu treffen sei, damit sich „so ein Fall" nicht wiederhole. Währenddessen machte sich der Schwarzhaarige daran, mit dem roten Offiziersmesser, das damals zur Standardausstattung werdender Männer gehörte, eine nachlässig verarbeitete Niete aus dem Scharnier des Tores zu lösen. Der Vater ließ es geschehen und lobte ihn für sein handwerkliches Geschick, als die drei sich durch den Torspalt zwängten. Der Brief, den er tags darauf an die Stadtverwaltung schrieb, wurde erst beantwortet, als der Vater den Bonner Stadtanzeiger zu einem Artikel unter Abdruck seines Briefes bewegen konnte.

Der Zaun war vor Jahrzehnten entstanden, als es zu nächtlichen Einbrüchen in den umgebenden Vorstadthäusern gekommen war und man den Uferzugang verhindern wollte. Das Naherholungsgebiet und der Spazierweg die Rheinauen entlang sollten erhalten bleiben, deshalb gab es das Tor, das jeden Abend um 18 Uhr von einem städtischen Mitarbeiter verschlossen wurde. Das Hinweisschild war über die Jahre verloren gegangen. Die Stadtverwaltung versprach, ein neues anbringen zu lassen.

# M.

Das graue Licht des verregneten Nachmittags fiel schonungslos auf den alten Schreibtisch, auf dem zwei leere Flaschen Club-Mate standen und ein schwarzes MacBook, dessen Apfellogo mit einem abgewetzten Totenschädel auf gekreuzten Knochen überklebt war. Hell und klar strahlte der Bildschirm von schräg unten in M.s Gesicht. In dem Bett hinter ihm lag die Beute der letzten Nacht in grauen Federdecken begraben und schnarchte, als M. mit einem Kaffeebecher in den Nationalfarben Jamaikas aus der Küche zurückkam.

M. hatte die Zwei-Raum-Wohnung im Friedrichshain wenige Monate zuvor bezogen. Er war dort natürlich nicht gemeldet, der Hauptmieter war längere Zeit im Ausland. Es entsprach M.s Gewohnheit, von einem befristeten Untermietverhältnis ins nächste zu wechseln. Eigene Möbel besaß er nicht. Er besaß ohnehin nicht viel, keine Bücher, kaum Kleidung. Sein Notebook war der einzige körperliche Besitz, an dem ihm lag, und das auch nur aus rein praktischen Erwägungen. M. hob einen Zipfel der Bettdecke an und schaute auf das schlafende Gesicht. Er erinnerte sich. Als er den bunten Kaffeebecher auf den grauen Schreibtisch stellte, ging eine E-Mail ein.

```
Guten Tag Herr M.,

möchte Sie treffen. Es geht um Ihr Thema.
Morgen Mittag in der Roten Harfe in der Oranienstraße, 13 Uhr!?

Verifizieren Sie diesen Kontakt über meine direkte Durchwahl -
2018 beim Sonderdezernat Sicherheit des BKA in der Bundeszent-
rale für Datenintegration. Die Rufnummer werden Sie selbst re-
cherchieren wollen.

Heinrich Herold
```

Im Absender stand die Kennung der Behörde. M.s erster Impuls war, die Mail zu löschen, aber die Kennung hatte ihn beeindruckt. Nicht leicht, so einen Absender hinzukriegen und nicht ohne Humor. Den Namen Herold hatte er oft gehört in den letzten Wochen. Nachdem gegen Widerstände in der Bevölkerung und auch in Teilen der Regierungsparteien doch das Datenintegrationsgesetz verabschiedet wurde, war Heinrich Herold zum Sonderbeauftragen des BKA ernannt worden, der bei der

neu geschaffenen BZDI, kurz die ZENTRALE, Maßnahmen gegen unbefugten Zugriff umsetzen sollte. Er war lange im Innenministerium und ist dort durch ungewohnten Sachverstand aufgefallen. Ein paar Ausschüsse zum Thema Datensicherheit brachten ihn in die Blogs. Jedenfalls nicht blöd, so kam er rüber. Nun diese gut gemachte Fakemail mit plausiblem Routing in seinem Namen. M.s Nachnamen, gut, den konnte man rausfinden, nicht jedermann, denn M. gab aus Prinzip niemals seinen richtigen Namen an, aber es war möglich. Dann diese Adresse. Seine öffentliche E-Mail-Adresse wurde zugemüllt mit allem Möglichen, diese gab er nur an enge Freunde vom Club raus, oder an andere Hacker auf den Konferenzen, wenn sie ihm koscher erschienen. Es war noch früh, die Rechneruhr zeigte 16:49 Uhr an. Die Nummer der Zentrale stand im Abstract des ersten Google hits. Anstelle der Null also -2018.

„Regine von Richthofen, BZDI, was kann ich für Sie tun?“

M.s zögerliches „Hallo“.

„Ja, hallo. Kann ich Ihnen helfen?“

„Hab da eine Mail bekommen ... mit dieser Durchwahl.“

„Ach so, Sie sind’s. N’abend Herr M. Herr Herold ist im Gespräch, ich schau mal eben, ob er unterbrechen kann.“

Keine Musik in der Leitung. M. fand, das hätte dazu gehört.

„Herr M., hören Sie? Herr Herold ist frei für Sie, ich stelle durch.“

„Sie haben meine Mail bekommen, schön, dass Sie anrufen.“ Die Stimme glich der aus den Talkshows. „Wenn Sie weitere Verifikation wünschen, können Sie gerne auch in den Dienstsitz des BZDI in der Wilhelmstraße kommen, aber ich dachte, die Harfe wäre ungezwungener für ein Kennenlernen.“

Es war nicht trivial, die Rufnummer einer Bundesbehörde, die er – vorsorglich – von einem nicht registrierten Handy, dessen Nummer niemand kannte, gewählt hatte, auf einen Fakeanschluss mit Sekretärin und Stimmenimitator zu leiten. Aber mehr als das fand M., dass es eigentlich keinen Grund dafür gab. Also begann er, für möglich zu halten, dass er tatsächlich mit Heinrich Herold vom BKA telefonierte.

„Nein, nein, ich glaube Ihnen. Warum haben Sie mir gemailt?“

„Es geht um Ihr Thema. Sie kennen den Gesetzesbeschluss. Ob er Ihnen gefällt oder nicht. Mein Job ist es umzusetzen, was der Gesetzgeber verabschiedet hat, und dazu brauche ich kluge Menschen, die das begleiten.“

„Begleiten?“

„Ja, begleiten. Vielleicht gestalten, aber so weit sind wir noch nicht. Sehen wir uns morgen Mittag in der Harfe?“

„Ja“, sagte M. zögernd in den Hörer. „Ja, warum nicht? Morgen um eins in der Harfe.“ Das hieß früh aufstehen, stellte er fest, als er die Verbindung beendete.

„Sie sind hier aufgewachsen, stimmt's!“, fragte Herold ohne Fragezeichen anstelle einer Begrüßung, während er den rot lackierten Klappstuhl vor der Harfe zurecht rückte.

„So steht's in meinem Blog.“

„Ja, da auch.“

„Aha.“ Das war M.s wissend nickende Geste, wenn er etwas zum Kotzen fand.

Herold war ein kräftiger Mann, vielleicht Anfang 50. Die Haare waren weniger geworden, er stand dazu und kämmte den grauen Rest zurück. Die flinken Augen hinter einer Brille, die er geerbt haben musste. Stilberater waren auch in seiner Position offenbar nicht im Budget.

„Glückwunsch übrigens“, sagte M.

„Vielen Dank, ich freue mich auf die Aufgabe.“

„Oder auf das Geld und die Macht?“

„Nee, das Geld ist nicht viel mehr als früher. Trotzdem, es ist eine Verantwortung, die mich ehrt.“

„Oder Macht?“

„Verantwortung! Macht habe ich nur in Ausübung der Verantwortung.“

„Und was hab ich damit zu tun?“

„Ich kann's nicht alleine.“

„Sie haben Hunderte Mitarbeiter.“

„Tausende, wenn ich will, aber alles Beamte. Das ist nicht, was wir brauchen.“

„Was brauchen wir?“ M. betonte das „wir“ sehr scharf.

„Sicherheit in der Datenintegration, so schreibt es der Gesetzgeber vor.“

„Totalitäre Datenspionage, so sehen die Bürger das.“

„Nicht alle, mein Lieber, die meisten haben für die Regierung gestimmt, die das Gesetz verabschiedet hat. Ganz demokratisch.“

„Die meisten haben gar nicht begriffen, worum es geht.“

„Eben, und deshalb brauchen wir Sie. Sie haben begriffen, worum es geht.“

„Ach ja?“
„Kommen Sie, M., wir beide wissen, wer Sie sind.“
„Steht in meinem Blog?“
„Da auch.“
„Aha.“
„Seit der Telekomgeschichte damals stehen Sie auf allen Zetteln der einschlägigen Behörden. Ziemlich weit oben, um genau zu sein.“
„Das ehrt mich, aber man hat mich freigesprochen.“
„Ja sicher. Ich kenne die Ermittlungsakte. Sie waren zu pfiffig, Spuren zu hinterlassen. Und es gab noch nicht die Ermittlungsmöglichkeiten, die wir heute haben.“
„Aha.“
„Mir ist völlig schnuppe, ob Sie es wirklich selbst waren. Ich weiß, dass Sie es gekonnt hätten, und genau diesen Sachverstand brauchen wir. Reden wir nicht um den heißen Brei herum, es gibt in Deutschland, wahrscheinlich in Europa, keine zehn Männer mit Ihrer Expertise in Sachen Datensicherheit. Die meisten davon sitzen hinter Gittern, teils aus vertretbaren, teils aus weniger schönen Gründen. Ich bin von der Gesellschaft beauftragt, ein demokratisch legitimiertes Gesetz umzusetzen. Natürlich muss ich mit Ihnen sprechen, das wird Sie nicht ernsthaft überraschen.“
„Ein Gesetz, dass es dem Staat erlaubt, praktisch alle Informationen über praktisch jeden aus praktisch jeder Quelle zu verschalten und damit hochspezifische Profile zu erstellen. Profile, die jeden einzelnen transparent bis auf die Knochen machen, und die im Ergebnis dann von jedem Hausmeister eingesehen werden können, bevor man den Müll rausbringen darf.“
„Genau darum geht es. Fest verankerter Bestandteil des Gesetzes ist es, Vorkehrungen gegen Missbrauch zu treffen, damit nicht ‚jeder Hausmeister‘ darauf zugreifen kann.“
„Sie sind hier nicht im Fernsehen.“
„Ich verstehe Ihren Unmut durchaus. Aber Sie werden dieses Gesetz nicht mehr verhindern. Sie haben aber die Chance, Ihre Fähigkeiten dafür einzusetzen, dass es auch technisch solide flankiert wird. Der Gesetzgeber hat beschlossen, dass Datenbestände zusammenfließen und zentral verwaltet werden, aber eben ausdrücklich festgelegt, dass der Zugriff darauf strengen Kontrollen unterliegt. Helfen Sie uns, diese Einschränkungen wasserdicht zu machen.“

„Sie wollen Krankenakten mit Polizeiakten und Steuerdaten zusammenführen und erwarten, dass ich Ihnen dabei helfe? Das kann nicht Ihr Ernst sein. Schönen Tag noch.“ M. stand auf und wollte gehen.

Herold fasste ihn am Arm und bedeutete ihm, sich wieder zu setzen: „Sie heißen M~~xxxxxx~~ mit Vornamen, das steht nicht in Ihrem Blog, Sie nennen sich stets M. und bei Behörden M~~xxxxxxx~~, denn diesen Vornamen haben Sie vor acht Jahren, wohl nur aus Daffke, in den Computer der Kreuzberger Meldestelle eingehackt, sind am 07.01.1969 in Hatzfeld geboren, haben Ihr Informatikstudium kurz vor dem Diplom abgebrochen und dann eine Schlosserlehre absolviert, um dann – sozusagen hauptberuflich – im Chaos Computer Club Datensicherheitsbarrieren zu knacken. Mutmaßlich sehr erfolgreich. Verurteilt worden sind Sie nur zweimal, beide Fälle waren Peanuts. Die großen Dinger, die Telekom und das Microsoftding damals, die hat man Ihnen nicht beweisen können.“

„Respekt!“

„Oh, ich kann nachlegen. Sie unterhalten zwei Konten. Eins bei der Deutschen Bank, davon zahlen Sie manchmal, aber immer zu wenig Steuern, gestern waren da 846,- Euro Guthaben drauf.“ Herold zog einen klein beschriebenen Zettel aus der Innentasche. Ein anderes bei der Laureusbank, das kennt sonst niemand, da sind ...“, Herold rückte seine Hornbrille zurecht, „... gut 29.000 Euro eingegangen im letzten Quartal. Absender sind Tochterfirmen namhafter deutscher Großunternehmen, wohl deren Datenabteilungen.“

M. wurde wütend.

„Ihre Blutwerte sind seit ein paar Jahren nicht mehr ganz sauber. Die Leber, liegt wohl am Rum. Dann der Tripper vor fünf Jahren, na ja, kommt vor. Dass mit dem Dope haben Sie eingeschränkt, die Anzeige vor vier Jahren verlief im Sande. Die Nummer in der Disko auf Ibiza vor drei Jahren, die steht auch nicht in Ihrem Blog, aber im BKA-Computer. Mensch M., da waren Sie längst aktenkundig, und die grünhaarige Tunte im Pacha, glauben Sie wirklich, die hat Ihnen wegen Ihrer hübschen schwarzen Locken einen geblasen? Nee, die kam aus Wiesbaden!“

M. wurde rot.

„Sie sind Vater einer Tochter. Nicht rechtlich, aber biologisch, die Mutter war verheiratet, nicht mit Ihnen, und der Gatte hat das Kind anerkannt, Sie haben es nie ...“

„Das reicht.“ M. schlug stehend auf den Tisch.

Herold sah ihn über seine Brille an. M. setzte sich.

„Sie können dafür sorgen, dass Ihr Hausmeister nicht weiß, was ich weiß, und auch nicht jeder über jeden anderen. Denken Sie darüber nach.“ Herold nahm die Brille ab, verstaute sie sorgfältig in einem schwarzen Lederetui, zog eine schlichte weiße Visitenkarte mit einem Bundesadler darauf aus der Seitentasche und sagte: „Melden Sie sich“, bevor er so grußlos ging, wie er gekommen war. Ein schwarzer Mercedes bog um die Ecke und lud ihn ein.

M. war schon nach zwei Stunden nicht mehr wirklich überrascht. Klar wusste ein Heinrich Herold alles über jeden, wenn er wollte. Genau davor hatten sie ja seit Jahren gewarnt. Es fing damals an mit der Vorratsdatenspeicherung, verdachtsunabhängig wurden Telekommunikationsdaten gespeichert von allen über alles. Sie hatten gewarnt, wohin das führen werde, aber das Gesetz ist verabschiedet worden. Mit strengen Auflagen versteht sich. So war es immer: der Gesetzgeber legitimiert Eingriffe nur unter sogenannten strengen Auflagen. Das Problem ist nur, dass sobald die Daten einmal in der Welt sind, die Auflagen umgangen oder aufgehoben werden. Daten wecken Begehrlichkeiten wie ein Stück Kuchen auf dem Küchentisch. Nichts ist wirklich sicher, kein System wirklich unknackbar, das wusste nicht nur M. sehr gut.

Als seinerzeit unter dem absurden Vorwand der Bekämpfung von Kinderpornografie das Zugangserschwerungsgesetz verabschiedet wurde, hatte die Regierung immer und immer wieder laut beteuert, der Mechanismus zur Sperrung diene ausschließlich der Bekämpfung kinderpornografischer Inhalte. Die Tinte war kaum trocken, als sich die ersten Stimmen meldeten, radikale politische Äußerungen müssen unterbunden werden. Kurz bevor das Gesetz dahingehend erweitert worden war, standen dann auch die Lobbyisten der Musikindustrie auf der Matte und wollten Tauschbörsen sperren. Das Gesetz war in jeder Hinsicht stümperhaft gemacht, technisch ohnehin ein Witz, über die Nameserver Inhalte sperren zu wollen. Politisch dabei demaskierend, mit welcher Leichtfertigkeit der Bundestag die Gewaltenteilung über Bord geworfen hatte und die Sperrlisten, die nie ein Richter gesehen hatte, durch Beamte des BKA erstellen ließ. Aber die Regierung war deutlich klüger geworden, man hatte dazu gelernt. Mit der Ernennung von Herold betrat ein anderes Kaliber die Bühne. Herold war kein blondes Ministerpräsidententöchterchen, das von Kenntnis ungetrübt Kinderpor-

nografie ganz schlimm fand, sondern ein ausgewachsener Mann mit solidem Sachverstand, der nun außerhalb des Wiedergewähltwerdenwollens umsetzen konnte, was beschlossen war. Parteilos hielt er sich aus dem tagespolitischen Geschrei heraus und überlebte auch längere Talkshows mit sehr dummen Moderatoren, meist ohne selbst in die übliche Stussabsonderung zu verfallen. Herold war über jeden Zweifel an seinem Sachverstand erhaben. Sogar im CCC. Er war ein Soldat, der einem Befehl folgt, und sich einer eigenen Wertung enthielt. Er war keiner von denen, aber auch nicht Teil der Gegenbewegung. Er war ein Werkzeug, seine Überzeugung blieb unklar, er hätte gesagt „irrelevant“. Was Gesetz war, war richtig und musste umgesetzt werden, so oder so, und das tat er dann. M. würde nie so sein können und er wollte es auch nicht. Ihn hatte eigentlich immer nur seins interessiert, dachte er jedenfalls lange. Die Sache mit dem Hacken ist einfach passiert, war anfangs einfach besser als arbeiten, also richtig zu arbeiten. Dann ließ es ihn nicht mehr los. Wenn es irgendwo ein System gab, das behauptete, sicher zu sein, konnte er nicht mehr schlafen, bis er es doch geschafft hatte, da rein zu kommen. Irgendwann war es dann die Telekom und er konnte zeigen, was er konnte, und wohin der Datenwahn führen würde. Hat eine Weile gedauert, aber er hatte sehr gute Voraussetzungen und im Ergebnis war er drin, selbstverständlich war er rein gekommen. Dass er dann die Verbindungsdaten des Bundeskanzleramts mit der Überschrift *Vorratsdatenspeicherung* gebloggt hatte, verlieh der Sache eine gewisse Öffentlichkeit.

In der Folge wurde M. immer wieder von den IT-Abteilungen großer Unternehmen kontaktiert. Hier sollte er einen Schutzmechanismus beurteilen, dort einer überforderten EDV-Abteilung *missing links* liefern. Immer hatte er mit schnauzbarttragenden Typen zu tun, die ihre Handys in Kunstledertaschen quer am Gürtel trugen und für wirklich cleveres Programmieren an der Uni gründlich verdorben worden waren.

M. überlegte, wen Herold mit den anderen neun Männern gemeint haben könnte. Er wählte die in kleiner Handschrift auf die Karte mit dem Bundesadler geschriebene Mobilnummer.

„Schön, dass Sie anrufen, M.“

„Warum sollte ich es machen?“

„Ruhm und Ehre, Verantwortung, Geld. Suchen Sie sich eins aus.“

„Geld?“ M. wurde erst viel später bewusst, dass er das Geld ansprach,

weil er nicht über Ruhm und Ehre und noch weniger über Verantwortung reden wollte. Nicht dass das nicht seine Triebfedern gewesen wären, aber er sprach nicht darüber, auch nicht mit sich selbst.

„Wieviel Geld?"

„100.000 Euro", sagte Herold spontan und unaufgeregt sachlich.

„Hunderttausend?", war M. überrascht. Auch die bestbezahlten Beraterjobs aus der Industrie kamen nicht in diese Größenordnung.

„Pro Monat, wenn Sie wollen."

„Arschloch!"

„Ja, ich Sie auch. Heute um 22:15 Uhr in der Wilhelmstraße. Sie werden mein Büro schon finden. Frau von Richthofen gibt Ihnen alles Weitere."

Herold hatte aufgelegt in dem Bewusstsein, gewonnen zu haben. Er könnte den Betrag noch deutlich steigern wenn nötig, aber er hatte das Gefühl, dass es dazu nicht kommen würde.

Regine von Richthofen war die Spätschichtsekretärin. Sie betrat jeden Tag pünktlich um 14 Uhr das Haus in der Wilhelmstraße Ecke Leipziger, identifizierte sich mit ihrem persönlichen Dongle, durchschritt die Barriere und nickte den beiden Sicherheitsmännern freundlich zu, bevor sie in den 4. Stock fuhr. „Ein weites Feld", schmunzelte sie manchmal, wenn sie im Paternoster eine Kollegin traf, die neben Bildschirmakten auch anderes las. In ihrem Vertrag war eine Arbeitszeit bis 22 Uhr vereinbart, aber sie kannte Herold aus seiner früheren Tätigkeit und ihr war, als er sie auch für die neue Assistenz einstellte, glasklar, dass sie kaum einen Tag vor Mitternacht aus dem Büro kommen würde. Um sechs in der früh kam die Frühschichtkollegin, die ihr täglich um zwei kurz den Verlauf des Vormittags schilderte und mit ihr die Nachmittagstermine durchging. Was Herold zwischen Mitternacht und sechs Uhr morgens tat, wusste sie nicht. Nur dass er schlafen würde, konnte sie sich nicht vorstellen. Soweit ihr bekannt war, hatte er keine private Wohnung. Neben seinem Büro befand sich ein kleines Zimmer, in dem sich ein einfaches Bett, ein Waschbecken und ein Schrank mit vier exakt gleichen grauen Anzügen befanden. Ein paar weiße Hemden, zwei gleiche altmodisch breite Krawatten, ein Fach mit Wäsche und zwei identische Paar schwarze Schuhe, sonst war nichts in dem Schrank.

„Guten Abend, Herr M.", begrüßte sie ihn unten an der Eingangsbarriere, zu der der Nachtportier sie gerufen hatte.

„Wo ist Herold?“

„Herr Herold ist in einer Sitzung. Er hat mich gebeten, Sie hinauf zu begleiten und ein paar Unterlagen für Sie zusammengestellt. Kommen Sie.“

M. hatte die Leibesvisitation unwillig über sich ergehen lassen und nur zögernd akzeptiert, dass er sein Notebook abgeben musste. Wortlos fuhr er mit der Frau mit dem blonden Pferdeschwanz in den 4. Stock. Sie führte ihn in ein kleines Besprechungszimmer, bot ihm Kaffee an und legte ihm zwei Aktenordner ohne Beschriftung auf den Tisch. M. sah sie fragend an.

„Herr Herold schlägt vor, dass Sie sich damit vertraut machen.“ Sie wies auf die grauen Pappdeckel. „Er wird später, aber wohl nicht vor Mitternacht, zu Ihnen kommen. Die Sicherheitsvorkehrung erfordert, dass ich Sie in diesem Raum einschließe. Sollten Sie zwischendurch mal raus müssen, auf die Toilette, oder mehr Kaffee möchten, wählen Sie die 2342. Ich sitze zwei Zimmer weiter und schließe dann auf. Ich habe auch noch etwas Kuchen“, lächelte Regine von Richthofen, indem sie den Raum verließ und den Schlüssel satt einrastend zweimal im Schloss drehte.

M. saß sprachlos überrumpelt in dem dunklen Raum. Nur eine Schreibtischleuchte stand auf der beschichteten Tischplatte neben dem Telefon und den beiden Ordnern. Die letzten Aktenordner hatte er bei seinem Vater im Arbeitszimmer angefasst, der darin in durchsichtigen Hüllen die alten Schwarzweißfotos aufbewahrte, die er als Kind manchmal ganz feierlich mit ihm betrachtet hatte. Danach war, seiner Erinnerung nach, alles entweder hochglanzgedruckt oder digital. Ordner kamen nicht vor in seiner Welt. Nun diese beiden.

Um 00:17 Uhr betrat Herold ohne jedes Bemühen um eine Begrüßung den Raum.

„Haben Sie sich einen Überblick verschafft?“

M. sprang von seinem Stuhl auf.

„Das ist ..., das ist ... ungeheuerlich“, stotterte er. „Das ist ein detaillierter Plan über die vollständige Synchronisation aller personenbezogenen Daten, die überhaupt irgendwie aufzutreiben sind. Nicht nur Steuer, Strafregister, Banken, E-Mails und Telefonverbindungen, auch Krankenakten, Vereinsbeiträge, Parteimitgliedschaften. Sogar Bewegungsprofile aus Handy-GPS-Daten, Busfahrkarten, die mit Geldkarten bezahlt wurden, und IP-Zuordnungen sämtlicher Suchmaschinenabfragen. Das ist ein Albtraum!“

„Das ist der Rohentwurf einer Durchführungsbestimmung geltenden Rechts der Bundesrepublik Deutschland.“

„Sie sind verrückt! Total verrückt! Das können Sie nicht ernst meinen.“

„M., hören Sie, es geht nicht um mich. Sie haben soeben Einblick genommen in eine geheime Verschlusssache des Bundesministeriums des Inneren, dem ich unterstehe. Das Gesetz zur Datenintegration ist vom Parlament verabschiedet, vom Bundesrat ratifiziert und vom Bundespräsidenten unterzeichnet worden. Nun fängt die Arbeit an, die Mühen der Ebene, wenn Sie so wollen.“

„Im Gesetzestext steht, dass Querverbindungen personenbezogener Daten in Einzelfällen herangezogen werden dürfen, wenn es die nationale Sicherheit zur Abwehr besonderer Gefahren verlangt. Nicht, dass Sie Geldkartenzahlungen mit der gekauften Zigarettenmarke auf die Person des Karteninhabers zurückführen und mit seinem GPS-Bewegungsprofil abgleichen“, schnaubte M.

„Nun M., was meinen Sie, wie sollten wir das handhaben im Falle der akuten Sicherheitsbedrohung? Wir warten erst mal ab, und kurz bevor die Bombe hochgeht, suchen wir ein paar Karteikarten raus, um zu gucken, ob wir die Täter mit dem Bleistift dingfest machen können, bevor sie Schaden anrichten?“

„Sie definieren ein Format, in dem jeder Fitnessclub die Zugangszeiten, Verweildauern, ja sogar die Solariumnutzung seiner Kunden erfassen und in Echtzeit an die ZENTRALE weiterleiten muss.“

„M., wenn wir Daten im Notfall heranziehen wollen, wie es das Gesetz ausdrücklich vorsieht, müssen wir Daten haben. Vorher haben, verstehen Sie? Wir können nicht anfangen wenn es zu spät ist.“

„Aber dann sind die Daten in der Welt! Sie liegen vor. Wir alle sind schichtgeröntgt und glasklar bis ins Mark erkennbar. Wer soll diesen absurden Datenbestand schützen?“

„Sie, M., deshalb sind Sie hier.“ Herold sah ihn scharf an. M. raufte sich die Haare, seine Achseln schwitzten. Er schüttelte den Kopf.

„Das ist doch, das ist … das ist durch nichts gedeckt, so können Sie nicht argumentieren, nicht mal Sie. Das Gesetz gibt das nicht her. Das dürfen Sie nicht, auch nach Ihren Maßstäben nicht.“

„Die Anlagen I und II zum Datenintegrationsgesetz sind als Vorlagen bereits formuliert. Dazu die Erweiterungen im Gesetz zur Vorratsdatenspeicherung, die seinerzeit schon vorbereitet wurden, und der Vorgang

ist gedeckt. Die Regierung wird die Vorlagen noch in dieser Legislaturperiode verabschieden. Die öffentliche Diskussion ist durch, das Pulver verschossen. Reine Formsache."

„Es gibt einen Durchführungsbeschluss für ein Gesetz, dass noch gar nicht verabschiedet ist?" M. blieb entrüstet. „Na, Bravo!"

„Wir können nicht warten, M., die Bombe tickt. Wir werden bedroht."

„Was wird bedroht?"

„Unsere Sicherheit und unsere Freiheit."

M. starrte ihn ungläubig an, schüttelte den Kopf, starrte ihn wieder an: „Ja, durch Leute wie Sie!"

„Haben Sie die Anlage 08-XV im zweiten Ordner gelesen?" Herold blätterte in dem Ordner und fand den blauen Reiter mit einem Griff. Er las vor: „Im Sinne der nationalen Sicherheit und der Wahrung der Bürgerrechte, die sich u. a. aus dem Gesetz zur informationellen Selbstbestimmung ergeben, ist Vorsorge zu treffen, dass Unbefugten der Zugriff auf die Daten der im Rahmen der Initiative zur zentralen Vorratsdatenspeicherung erhobenen Inhalte unmöglich gemacht wird."

„Die mit Abstand kürzeste Anlage in der Akte", erwiderte M.

„Aber eindeutig."

„Wir beiden wissen, dass das nicht geht. Nichts ist vollkommen sicher. Schon gar nicht ein solches Datenmonster. Jeder wird darauf zugreifen wollen und einen Grund finden, warum er das unbedingt muss. Und wenn er keinen findet, wird er es trotzdem versuchen."

„Genau deshalb brauchen wir Sie, M."

„Das geht nicht! Hören Sie schlecht? Das ist vollkommen unmöglich. Sie können so etwas nicht wirklich wasserdicht machen."

„Ich nicht, aber Sie", insistierte Herold in der Ruhe eines Menschen, der Geld anderer Leute in sechsstelliger Höhe ohne jede Rücksprache ausgeben konnte.

„Nein, auch ich nicht."

„Sie haben die Telekom und das Kanzleramt zugleich in kaum vier Wochen geknackt. Wer dann, wenn nich ..."

„Knapp drei", fiel ihm M. ins Wort.

„Was knapp drei?"

„Wochen."

„Sie waren es wirklich", schmunzelte Herold in sich hinein.

„Arschloch!"

„Ja, danke."
„Bitte. Wer sind die anderen neun?", fragte M.
„Geschwindelt. Es stehen nur vier Namen auf meinem Zettel. Wollte sichergehen, dass Sie kommen. TRON, der ist tot. APE ist vorgestern verhaftet worden, keine gute Referenz, finden Sie nicht? War dumm genug sich schnappen zu lassen. Und GULLIVER, aber der ist nicht aufzutreiben."
„Ist wieder unterwegs", murmelte M. „Thaimädchen vögeln vermutlich. Außerdem hatte er Hilfe damals mit der Amadeussache, hätte er alleine nicht gebacken gekriegt. Aber der Gag war gut, haben viele Leute damals für einen Euro erste Klasse gebucht und die Lufthansa musste erfüllen. War ja ein wirksam zustande gekommenes Geschäft, sobald der Euro bezahlt war."
„Ja, ja im Ausland haben wir noch Schwierigkeiten mit der Infrastruktur. Immer wieder Asien", brummte Herold.
„Infrastruktur?" M. starrte ihn wieder ungläubig an.
„Zurück zum Thema, M. Sie werden das Gesetz nicht verhindern können. Machen Sie das Beste daraus und erfüllen Sie Anlage 08-XV."
„Warum sollte ich?"
„Mehr Geld? Darüber können wir reden."
„Arschloch."
„Da waren wir schon. Wie viel?"
„Geld interessiert mich nicht, steht in meinem Blog, aber der ist zu öffentlich, als dass Sie ihn lesen würden."
„Sie sind ein Mann mit ungewöhnlichen Fähigkeiten. Hören Sie auf mit den Kindereien und setzen Sie sie sinnvoll ein. Sie tragen Verantwortung, ob Sie wollen oder nicht. Wenn Sie es nicht tun, setzt die Kanzlerin eins der gekämmten Hausgewächse an die Spitze einer neu geschaffenen Sonderabteilung, Hinz oder Kunz aus der zweiten Reihe. Und dann? Würden Sie die ZENTRALE dann knacken ..., wenn Sie könnten? Und online stellen, was Ihre Freundin letzte Woche im Sexshop gekauft hat? Das wollen Sie nicht. Gehen Sie jetzt nach Hause, schlafen Sie drüber und morgen rufen Sie mich an. 13:15 Uhr. Wenn Sie mir morgen mit gutem Gewissen sagen können, Sie machen es nicht, dann lasse ich Sie in Ruhe und fliege nach Bangkok. Aber ich weiß, Sie haben Verantwortungsbewusstsein und werden es machen. Gute Nacht, M."
Mit diesem einzigen Gruß, den M. je von Herold hören sollte, verließ dieser den Raum und ließ die Tür offen stehen.

M. lief gegen halb zwei die Leipziger Straße runter zur Friedrichstraße, dann links rauf auf die Linden zu. Nicht sein Kiez. Ecke Kronenstraße an der kleinen Gedenktafel – es war noch warm, Hochsommer, angetrunkene Kegelklubs aus dem Süddeutschen auf der Straße – blieb er stehen. Ein junges Mädchen, stark geschminkt, sicher keine 18, bat ihn um Feuer. Er hatte keins. Sie blieb trotzdem bei ihm stehen.

„Wo pennst denn du?“, fragte sie.

„Na, zu Hause, wo sonst.“

„Du wohnst hier?“, war sie überrascht.

„Nee, im Friedrichshain.“

„Ist das weit?“

Er zuckte die Achseln: „Wie man's nimmt.“

Sie fingerte an dem GirlPhone rum, das ihr Vater ihr zum letzten Geburtstag geschenkt hatte. Google Maps hatte den Standort rasch bestimmt.

„Simon-Dach-Straße 42“, sagte M., während er seltsam berührt ihre abgekauten, neongrün lackierten Fingernägel anschaute.

„Cool, die Gegend ist voller Qypes! Komm, da vorne ist die Haltestelle, ich hab ein Tagesticket aufs Handy geladen, dann kann ich nach 22 Uhr einen mitnehmen. Echt geil, was in Berlin alles geht. Man muss nur das Handy an dem kleinen Kästchen vorbeiführen und schon steht auf dem Display das Ticket und wo man ist und wann der nächste Bus wohin fährt. Voll abg'fahren.“

„Du kommst aus Reutlingen, oder?“, fragte M., indem er sie zum ersten Mal ansah.

Sie schaute ihn mit großen Augen an. Jetzt erst sah er die leuchtend grünen Kontaktlinsen.

„Woher ... weißt Du ...? Ich mein, wie kommsch drauf?“

„Nur so'n Gefühl.“

Er ließ sich von ihrem GirlPhone mit den Nachtbussen der BVG, streckenoptimiert, nach Hause führen. M. war ein Frauentyp, mit seinem Jungengesicht und den tiefschwarzen Haaren. Er hatte keine Gelegenheit ausgelassen. Nicht mal, wenn sie aus Reutlingen kam.

Maria, so hieß sie, behauptete steif und fest, sie sei gerade 18 geworden. M. bot ihr sein Bett an und legte sich auf die Couch. Als sie dann, nur mit einem – neongrünen – Slip bekleidet zu ihm kam, las er gerade die Ansichtskarte aus Ko Samui, die er auf dem Weg in die Wohnung aus

dem Schneckenpostkasten gefischt hatte. In ungelenker Handschrift, sonderbar verschlungen, stand da:

```
Star Alliance First Class Around The World – 1Euro.
Thanx Buddy. G.
```

Komischer Humor, dachte er, Antiquitäten frei Haus. Dann fuhr er mit dem Finger den mit festem Kugelschreiber aufgemalten Hintergrundschnörkeln nach. Absolut OCR-sicher, schmunzelte er.

Ihre Bemühungen um M.s behaarte Brust waren so, wie Dr. Sommer das beschreibt. M. nahm sie in den Arm, bis sie eingeschlafen war. Er hörte ihren leisen Atem, während er über die Arglosigkeit den Kopf schüttelte, die dieser minderjährige Provinzkörper in sich trug. Sie hatte nicht mal gefragt, wie er heißt.

Mit Einbruch der Dämmerung rief er APEs Nummer von einem sicheren Handy an. Kurz nach 5, er würde noch wach sein. Voicebox. Hm.

Maria schnurrte leise auf der Couch, sie hatte die dünne Decke weggestrampelt. Die kleinen Brüste ragten schutzlos in M.s Arbeitszimmer.

Um halb neun rief er Agathe an.

„Moin M., mach's kurz, muss gleich ins Meeting", meldete sich die vertraute Stimme.

„Können wir reden?"

„Klar, heute Abend, um sieben im Yorckschlösschen?"

„Nein, jetzt gleich. Ist dringend."

„Wie? Gleich!? Ich arbeite, so mit Sozialversicherungsnummer und so. Vergessen?"

Agathe lief das kurze Stück von der alten Villa in der Möckernstraße hinüber zum Yorckschlösschen. Dem Chef der PR-Agentur, deren Netzwerk sie administrierte, hatte sie gesagt, ein alter Freund sei in Schwierigkeiten und sie sei so schnell es gehe wieder zurück. Schwindeln lag ihr nicht. Sie kannte M. seit vielen Jahren. Einige davon hatten sie zusammen in der WG in der Solmsstraße verbracht. Es war nie etwas gewesen zwischen den beiden, von den zahllosen gemeinsamen Joints mal abgesehen. Aber das glaubten weder die wenigen von M.s Affären, die er Agathe überhaupt vorstellte, noch Agathes späterer Freund, mit dem sie seit ein paar Monaten zusammenlebte. M., daraus macht er keinen Hehl, hatte ein eher eindimensionales Frauenbild. So nannte Agathe das wohlwollend und mochte ihn trotzdem. M. hatte lange gebraucht, von

ihrer auffallend weiblichen Figur auf den klugen Kopf zu abstrahieren, der darauf angewachsen war. Ihre wilden, braunen Locken machten das nicht leichter. Aber das war lange her und als er hörte, dass Agathe mit ihrem Freund zusammenziehen würde, rief er ihn an, um ihm zu sagen, er solle sich „bitte“ bewusst sein, dass er das große Los gezogen habe, und dass er nun zeigen müsse, dass er das auch verdiene.

Agathe ging entschlossenen Schrittes an der lebensgroßen Bronzeskulptur vorbei, bestellte einen Milchkaffee. „Also, was hast du ausgefressen?“

„Nichts“, schaute M. erstaunt unschuldig.

Agathe lachte laut und herzlich. „Ok, was ist los?“

„Herold hat mich angemailt.“

„Herold?“, stutzte sie.

„Der Heinrich Herold vom BKA.“

„Datensumpfheini? Seit wann hat der Strafverfolgungskompetenz? Dachte, der weiß nur alles.“

„Das tut er leider wirklich“, erinnerte sich M. an den detaillierten Vortrag und berichtete ausführlich, wenngleich etwas unsortiert, über den Verlauf der letzten beiden Tage. „Verstehst du, die tun das jetzt wirklich! Bislang haben wir doch die Schreckensszenarien, die wir den Piraten und dem Club an die Wand gemalt haben, selbst nicht wirklich geglaubt. Wir wollten doch nur zeigen, was daraus werden könnte, KÖNNTE! Verstehst du? Und jetzt legt der mir einen detailliert ausgearbeiteten Plan vor über eine komplexe Verschaltung von allem, was irgendwie vorliegt. Noch schlimmer: mit Gesetzesvorlagen, die alle möglichen Teilnehmer zwingen, in einem normierten Format, das sie bezeichnenderweise NEUDAT nennen, in Echtzeit alles zu liefern, was irgendwie digital ist. Sogar Zigarettenmarken aus dem Automaten, daran haben nicht mal wir gedacht. Zugangszeiten zu Sportumkleiden, die mit Magnetkarten gesichert sind. Du glaubst es nicht ...“

Agathe schien weit weniger überrascht, als M. erwartet hatte. Sie nippte an ihrem Kaffee und dachte laut. “Und wenn du damit an die Öffentlichkeit gehst, würde dir natürlich keiner glauben. Warum sollte der BKA-Sonderbeauftragte ausgerechnet einem Hacker Einblick in diese Unterlagen gewähren. Außerdem könntest du gar nichts Neues erzählen, du behauptest ja seit Jahren öffentlich, dass die ZENTRALE nur dafür geschaffen wurde, die totale Verschaltung durchzuziehen. Und nun könntest du sagen, Yepp, es stimmt tatsächlich ... Mordsaufreger.“

“Das Gesetz ist durch, die Vorlagen für die Ausweitungen bereits formuliert, angeblich abgesprochen, und Herold hat Recht, die Öffentlichkeit hat das Thema doch gar nicht begriffen! Es gab ein paar Wochen Sommerlochjournalismus, bis das Wetter wieder wichtiger wurde. Jetzt können sie die Ausweitungen wahrscheinlich wirklich einfach durchwinken, und außer uns „digitalen Querulanten“ wird keiner protestieren.“

„Technisch alles nicht trivial, was sie da vorhaben. Klar, dass sie junges Blut von außen brauchen.“

„Die Akte war voll von Bezügen auf Teilprojekte, die offenbar längst begonnen, wenn nicht abgeschlossen sind. Herolds Masterplan geht von einer ‚Projektdauer‘, so steht es da wirklich, von 18 Monaten aus. Ressourcen scheinen überhaupt gar keine Rolle zu spielen, da war von mindestens zwei Dutzend Unterabteilungen die Rede. Sicher alles Siemensschrauber, aber Datensätze formatieren kriegen die auch noch hin. Das ist reine Fleißarbeit, kein Hack. Herold will, dass ich die Sicherheitsarchitektur entwickle, um unbefugte Zugriffe auszuschließen. Dazu haben sie bislang nichts, rein gar nichts.“

„Jedenfalls steht offenbar nichts in dem Papier.“

M. stutzte.

„Na, die werden dir nicht auf die Nase binden, was sie haben, solange sie sich deiner nicht sicher sein können.“

„Hm.“

„Könntest du es?“

„Was?“

„Na, es sicher machen?“

M. wurde lebhaft. „Jedenfalls könnte man mal eben die Datensicherheit drastisch erhöhen. Bislang liegt ja alles offen ’rum wie eine Tüte Chips. Aber das ist gar nicht der Punkt. Es darf diese Datensammlung einfach nicht geben. Wenn es sie gibt, wird sie missbraucht werden. Dass wir nicht anfangen würden, damit unseren Frauen hinterherzuspionieren, ist das eine. Aber es wird andere geben, die noch ganz andere Interessen an dem Bestand haben. Und was, wenn die, die solche Absichten haben, im Sinne der ZENTRALE sogar legalen Zugriff nehmen könnten. Die Daten selbst sind das Problem, nicht die Zugriffssicherheit.“

„Diese Schlacht scheint verloren.“

„Du sprichst wie Herold.“

„Der ist nicht blöd. Wir werden den Datenbestand nicht mehr verhindern können, da haben sie gewonnen. Aber vielleicht findest du einen Weg, den Schaden zu begrenzen. Dass Herold nicht die Schnauzbärte daransetzt, spricht für seinen Sachverstand. Eine Kommission einzuberufen und gemeinsam mit dem CCC ein Team zusammenzustellen, würde eine Öffentlichkeit auf den Plan rufen, die man in der Wilhelmstraße lieber nicht hätte. Dafür hat er den richtigen Instinkt. Also spricht er gezielt einzelne an, dich zum Beispiel, durchaus nachvollziehbar."

„Du meinst, ich soll annehmen?"

„Was wäre die Alternative? Dann macht es GULLIVER für Dope und Thaimädchen oder APE gegen Haftverschonung. Und du könntest es nicht lassen und wärst in sechs Monaten drin. Hoffentlich vor den vielen anderen, die es auch versuchen werden. Hat er dir Geld angeboten?"

„So viel ich will."

„Und das ist wirklich alles wahr?", fragte Agathe nach einer längeren Pause.

„Würd' ich dich anlügen?"

„Auch das mit dem neongrünen Nippelpiercing, das im Dunkeln leuchtet, mein ich."

„Ja, auch das", lachte M. kopfschüttelnd.

„Aus Reutlingen also. Rommelsbach oder Gönningen?"

„Irgendein Vorort. Keine Ahnung."

„Und du testosterongetriebenes Ungeheuer willst sie wirklich nicht angefasst haben?"

„Scheiße, nein. Was soll ich tun?"

„Na, geh schnell nach Hause und hoff', dass sie noch da ist", funkelten Agathes braune Augen in liebevollem Spott.

„Das ist kein Spaß."

„Verstehe. Du musst die Welt retten. Warum tust du es nicht?"

„Was?"

„Na, die Welt retten. Vielleicht nicht ganz so, wie Herold sich das vorstellt."

M. sah sie lange an.

## Datenbewegungen

V. ging seine Mails durch. Es gab täglich viele Angriffe auf die ZENTRALE, meist eher versuchte Angriffe als ernsthafte Attacken. Pubertierende Nachwuchshacker, die sich an der ZENTRALE versuchten. Es galt als Königsdisziplin, am Gesamtbestand aller verfügbaren Daten zu kratzen. Das Sicherheitssystem, das NEUDAT umgab, basierte auf mehreren hintereinander geschalteten Sicherheitsringen, nur wenige wussten, wie viele. Wer es über die 1. Instanz schaffte, wurde ernst genommen, ein Eindringen in den 2. Bereich galt als Adelstitel in der Szene. V. war – von Berufs wegen – ständig in den Foren unterwegs und kannte die Gepflogenheiten der Szene und ihre Größen. Meist kleine Spinner, ein paar wütende junge Männer, selten ernst zu nehmende Gegner. Nur ein paar waren außerhalb der Foren überhaupt bekannt. GULLIVER zum Beispiel, der damals das Amadeussystem der Lufthansa geknackt hatte und vielen Passagieren zu Flügen in der ersten Klasse für einen Euro verholfen hatte, genoss ein wohlwollendes Robin-Hood-Image und war bis heute nicht gefasst. Nach Thailand ließ sich seine Spur verfolgen, aber dort verlor sie sich. Es gab gerade in Asien noch Schwierigkeiten mit dem Datenabgleich. APE war schnell verhaftet worden, nachdem er sich allzu laut mit seinem Eindringen in den Zoorechner gebrüstet hatte, der das magnetkartenbasierte Schließsystem der Wärterschleusen im Zoologischen Garten kontrolliert. Der Zufall wollte es, dass im Ergebnis des entstandenen Chaos ein völlig verdatterter Tierpfleger den Affenkäfig nicht mehr verlassen konnte, den er gereinigt hatte. Ein weit weniger entsetzter Silberrücken wurde zum YouTube-Favoriten, als er seelenruhig vor der Gedächtniskirche gut vier Pfund Softeis aus einem eilig verlassenen Eisstand verspeiste. Letztlich Kinderkram, dachte V. damals, ärgerlich war allein die öffentliche Wahrnehmung, dass eben doch nicht alles so sicher sei, wie es der Minister gerne in Talkshows erzählte. Da half es wenig, dass in keinem dieser Fälle der Einbruch in das NEUDAT-System erfolgte, sondern immer in vorgeschaltete kleinere und viel schlechter gesicherte Systeme. Er stimmte dem Minister zu, dass gerade das Anlass sein müsse, eben alles zentral und sicher in Fort Knox aufzubewahren, wie der Minister die ZENTRALE gerne nannte, wenn keine Medienvertreter anwesend waren.

Ernst zu nehmen war dagegen einer, der TCOM genannt wurde. Es war ihm gelungen, die Kommunikationsdaten des Bundeskanzleramtes zu knacken und zu veröffentlichen. In treuer Gefolgsamkeit hatten die Provider nach Inkrafttreten des Gesetzes zur Vorratsdatenspeicherung selbstverständlich auch die Verbindungsdaten des Kanzleramtes gespeichert. TCOM hatte sich auf die Telefonverbindungen beschränkt, obwohl es ihm ein Leichtes gewesen sein dürfte, auch den E-Mail-Verkehr des Amtes auszuheben. V. hatte damals im Stillen eine gewisse Zurückhaltung bei TCOM honoriert und verbat sich das subtil aufkeimende Interesse an dem Menschen, der dahinter steckte. Die Telefondaten waren weitgehend belanglos. TCOM hatte mit einem automatischen Suchlauf die Websites der angerufenen Nummern gleich hinter die Anrufer, die er mit Klarnamen identifiziert hatte, gesetzt. Ein hoher Regierungsbeamter verlor Job und Familie, nachdem die Nation auf die Site einer Escortagentur geklickt hatte, die verblüffend junge Damen osteuropäischer Herkunft an „wahre Gentlemen" vermittelte. Die *Bild* stellte fest, dass der Kanzlerinnengatte rasch ein neues Handy brauche. Sonst war nichts geschehen. V. war deshalb besorgt, weil die sensiblen Daten der Regierungsbehörden schon damals mit einer ähnlichen Sicherheitsarchitektur geschützt waren, wie sie NEUDAT verwendete. Es war nicht sein Projekt, er was damals nicht zuständig. Aber man hatte sich an seine Algorithmen und Datenstrukturen angelehnt, dabei Fehler gemacht, schon, aber im Kern war es dieselbe Technik, die heute die ZENTRALE schützte. Niemand griff ihn deswegen an, der Vorgang war lange her und es war seitdem viel verbessert worden an seinem System. TCOM war nie wieder unter diesem Namen in Erscheinung getreten, und es gab auch keine vergleichbaren Ansätze unter anderen Namen. Dennoch, V. war sich spätestens seitdem bewusst, dass es ernst zu nehmende Gegner gab und wachte mit großer Aufmerksamkeit oft persönlich über die täglichen Einbruchsversuche in die ZENTRALE.

Es liefen nicht mehr Einbruchprotokolle in seinem Postfach ein als sonst. Einer hatte es geschafft, auf die Bildschirme der Admins hinter der 2. Instanz einen Smiley zu zaubern, der mit herausgestreckter Zunge rumpelstilzchengleich quiekte: „Sicherheit ist relativ! Sicherheit ist relativ!". Na fein, wieder ein Ritter der Kokosnuss, dachte V. und ahnte, dass der junge Held sich schon bald in den Foren seiner Großtat rühmen würde.

Es hatte ein ungewöhnlich hohes Datenaufkommen zwischen der 3. und 4. Instanz für den Bereich Bewegungsprofile im Großraum Dortmund gegeben. Schon vergangene Woche gab es ein ähnliches Phänomen bei den Nahverkehrsnutzungsdaten und den Zugangsdaten der Sportklubs im Rhein-Main-Gebiet. Nicht besorgniserregend, aber bislang nicht erklärt. V. verließ sein Büro im obersten Stock und fuhr mit dem Paternoster, der noch aus der Zeit des Reichsluftfahrtministeriums stammte, ins Erdgeschoss. Er konnte Karl durch die Glaswand hinter der Sicherheitskontrolle warten sehen. Gemeinsam spazierten sie das kurze Stück der Leipziger Straße zum Potsdamer Platz. Sie schoben sich durch die Touristenströme aus Japan und Reutlingen. Ein junges Mädchen, kaum älter als Lucy, stand vor dem BVG-Automaten und lud eine 3-Tages-Besucher-Karte auf ihr neongelbes GirlPhone. Karl und V. fuhren in den Dachgarten des Facil und aßen zu Mittag. Karl war Journalist, er schrieb über Kultur und Gesellschaft. Sein Blog war ein einflussreiches Rezensionsmedium geworden. Kein Massentraffic, aber eine gute Leserbindung mit kaufkräftigem Publikum. Die Erlöse aus den Affiliateprogrammen zahlten bequem seine Miete, der Rest kam aus gelegentlichen Gastbeiträgen und vor allem aus Vorträgen auf Verlagsveranstaltungen oder in Kulturforen. Die beiden hatten sich vor Jahren bei einem Abendessen bei gemeinsamen Freunden kennen gelernt und schnell festgestellt, dass sie dieselben Rieslinge mochten. Aus den zahlreichen Weinabenden entwickelte sich eine enge Männerfreundschaft. Karls Scheidung von einem Paar langer blonder Beine hätte ihn fast die Existenz gekostet, wirtschaftlich und persönlich. V. war damals eng an seiner Seite und nach den beinah täglichen Beistandsabenden gab es kaum etwas, das V. von Karl nicht wusste. Das war es wohl, was es ihm umgekehrt ermöglichte, in manchen Diskussionen Karl gegenüber den offiziellen Standpunkt seiner Behörde vom Altar der Unfehlbarkeit zu heben und sich jedenfalls konstruktiv auf Karls liberale Kritik einzulassen. Karl hatte V. zu diesem Lunch gebeten. Seine E-Mail enthielt einen Link auf einen Spiegel-Online-Artikel. Das Video zeigte den polizeilichen Zugriff auf eine WG im Friedrichshain. Die Beamten waren mit Helmen und Brustpanzern ausgestattet und stürmten im Morgengrauen eine alte Lageretage im Hinterhof. Türen wurden eingetreten, wenn sie sich nicht schnell genug öffneten. Eine junge Frau, die sich in den Weg gestellt hatte, wurde – nur mit einem Hemd bekleidet – von zwei Beamten auf die Straße abgeführt. Es folgten weitere Verhaftungen und die

Beamten trugen mehrere Computer aus der Wohnung in die Einsatzfahrzeuge. Die verwackelten Aufnahmen hatte ein Nachbar mit seinem iPhone aus dem Fenster gemacht und den YouTube-Link getwittert. Die Spiegelredaktion hatte einen Kommentar darüber gelegt, der aus der Stellungnahme des Polizeipräsidenten zitierte, es handele sich um den Zugriff auf eine Gruppe zum Teil einschlägig vorbestrafter Individuen, denen vorgeworfen werde, bandenmäßig organisiert, regelmäßig schwere Eigentumsdelikte zu begehen. Ermittlungen im Vorfeld hätten zu eindeutigen Beweisen geführt. Die Höhe des entstandenen Vermögensschadens und die Fluchtgefahr rechtfertigten das entschlossene Vorgehen der Polizei. Eine junge Frau sei – leicht verletzt, nach ärztlicher Betreuung nun vernehmungsfähig – als letzte von fünf Festgenommenen dem Haftrichter vorgeführt und vorläufig inhaftiert worden. Anschließend ein Interview mit einem Sprecher des Verbandes der Musikindustrie. Ein Mann Ende 30 im dunklen Maßanzug mit weißem Hemd, die oberen Knöpfe waren nicht geschlossen. Die dunklen Locken waren zurückgegelt. Er begrüßte das Durchgreifen der Einsatzkräfte, Raub sei Raub und müsse auch so geahndet werden. Der *equity-damage* der *Majors* belaufe sich auf Milliardensummen. Er rechnete vor, dass allein die bei diesem Zugriff beschlagnahmten rund 5.000 Musikdateien einen *revenue-loss* von gut und gerne Hunderttausend Euro verursacht haben. Dabei gehe es ihm „persönlich" überhaupt nicht um das reine *asset-securing*, sondern er „fürchte" sich vielmehr vor dem damit unausweichlich eintretenden Verlust der *cultural diversity*. Er starrte, während er die englischen Begriffe betont selbstverständlich aussprach, abwechselnd links und rechts im 45°-Winkel über die auf ihn gerichtete Kamera.

„Die haben nichts anderes gemacht als du und ich vor 30 Jahren, als wir kopierte Kassetten getauscht haben", sagte Karl kopfschüttelnd. „Das geht zu weit. Das können wir nicht mehr mit ansehen."

„Was macht die Petition?", fragte V. leise.

„Vom Netz!"

„Was, warum? Seit wann?", war V. überrascht.

„Gesperrt, seit gestern Abend. Und in drei Monaten kommt wieder eine lapidare Entschuldigung, man habe sich geirrt, ein bedauerliches, technisches Versehen. Wie vor einem halben Jahr, als die Petition gegen die Straftatbestandserweiterung gerade in der heißen Phase – versehentlich – nicht mehr erreichbar war."

V. sah Karl ungläubig an.

„Na komm, du weißt, wie leicht es ist, auf die BKA-Liste zu kommen und wie schwer wieder runter. Mit schöner Regelmäßigkeit werden unbequeme Sites ‚versehentlich' als kinderpornografisches Angebot gesperrt. Bis die Beschwerden durch sind und die Site wieder erreichbar ist, ist das Thema durch und die Entschuldigung für den technischen Irrtum kann man sich dann an die Wand nageln."

V. hatte mehrfach beiläufig davon gehört, dass die BKA-Sperren angeblich politisch unliebsame Sites aus dem Verkehr ziehen, den Berichten aber keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn Karl das sagte, war es etwas anderes. V. war von Kindheit an damit groß geworden, an das Absolute der Gesetze zu glauben. Der Mensch unterscheidet sich von den Tieren dadurch, dass er sich aus der Brutalität des Naturrechtes in einen gesellschaftlichen Konsens der Sittlichkeit befreit. Der Mensch ist des Menschen Wolf und muss vor sich selbst beschützt werden. Er bildet eine Gesellschaft, die sich Regeln auferlegt, die dem Wohle aller dienen. Die Gesellschaft setzt diese Regeln, die Gesetze durch, damit der Starke nicht den Schwachen mit der Keule erschlägt, so hatte sein Vater ihm das schon früh erklärt. Auch wenn die Gesetzgebung unseres modernen Staates sehr komplex geworden ist, bleibt es doch im Grunde nichts anderes, der Schutz des Einzelnen durch die Gesellschaft. Das war V.s feste Überzeugung. Und wenn ein Gesetz demokratisch legitimiert war, musste es durchgesetzt werden, sonst war alles nichts. Natürlich hatte er die Diskussionen um die Gesetzgebung der vergangenen Jahre interessiert verfolgt. Dabei gab es Bedenken, ja sicher, verdachtsunabhängige Datenvorratsspeicherung barg Risiken, das wusste er zu gut. Daten dieser Dichte und Universalität würden Begehrlichkeiten wecken, das hatte der Gesetzgeber selbst gesehen. Andererseits hielt er diese Risiken für beherrschbar. Den Gebrauch der Daten strikt einzuschränken, das war selbstverständliche Voraussetzung für seine Zustimmung. Niemand dürfte aus niederen Interessen in Daten anderer Leute herumschnüffeln, das hatte der Gesetzgeber klar und deutlich definiert, und es war ein Hauptauftrag seiner Behörde, dafür Sorge zu tragen. V. entwickelte daraus ein persönliches Anliegen. Er hielt die Aufgabe für erfüllbar und kam in seiner Abwägung schließlich zu dem Schluss, dass der gesellschaftliche Nutzen im Sinne der Gefahrenabwehr das Missbrauchsrisiko überwiege.

Ein solcher Missbrauch lag nun, wenn er Karl Glauben schenken konnte, vor. Und zwar eben nicht durch einen Dateneinbruch in die ZENTRALE, sondern offenbar durch den Staat selbst an einer anderen Stelle. Die Internetsperren waren klar und eindeutig dazu geschaffen worden, kinderpornografische Inhalte aus dem Netz zu bannen, und sonst nichts. Es war sehr kontrovers diskutiert worden, dass BKA-Mitarbeiter ohne richterlichen Beschluss die Sperrlisten erstellen konnten. Sollte es nun wirklich wahr sein, was Karl erzählte, wäre genau der Fall eingetreten, vor dem Kritiker immer gewarnt hatten. Ein geschaffenes Sperrinstrument wurde für politische Zensur eingesetzt.

„Das will ich nicht glauben", sagte V. nach einer langen Pause.

„Ich will auch nicht, aber ich muss. Es passiert uns gerade. Gestern Abend, gegen 22 Uhr haben sie uns zugemacht. Eine knappe Stunde danach kam die Standardmail und nun ist's zappenduster."

„Was rät, wie heißt er gleich, dieser Anwalt bei Euch?"

„Dr. Agricola. Der rät nicht nur, der ist gleich tätig geworden. Er hat letzte Nacht noch die Beschwerden formuliert. Der Strafantrag geht morgen raus."

„Strafantrag?"

„Er versucht einen Missbrauchstatbestand gegen unbekannt. Agricola ist ausgezeichnet, immer am Punkt, der lässt nichts anbrennen. Aber er sagt selbst, die Chancen sind klein. Ein Versehen ist so lange ein Versehen, bis Vorsatz nachgewiesen wird. Na und das mach mal! Alles andere wäre lediglich fahrlässig. Haftungstatbestände sind bis heute nicht vorgesehen. Daraus wird nichts, fürchte ich", winkte Karl ab. „Aber irgendetwas müssen wir tun, so kann es nicht weitergehen. Da ist ein großer Tanker ins Schlingern geraten, der böse anecken wird."

Die beiden Männer verließen das Lokal schweigend. V. war verunsichert, Karl war bedrückt.

„Halt die Ohren steif", rief V. ihm tonlos nach, als Karl den Potsdamer Platz zum Hyatt hinunterlief.

Fida hatte einen der kritischen Blogeinträge gelesen, die es gelegentlich in die Kultur- und Lifestyle-Blogs schafften. Es ging um die Konzessionierung des Betriebes von Nameservern. Fida hatte die technischen Grundlagen nicht verstanden, was daran lag, dass der Blog-Autor das auch nicht hatte. Der Minister hatte sich dazu geäußert und von der

„dringenden Notwendigkeit“ der Maßnahme gesprochen, erst dadurch könne geltendes Recht zu praktiziertem Recht werden. V. erklärte beim Abendessen, dass es recht leicht sei, einen anderen, nicht registrierten Nameserver im Browser einzustellen und damit die Sperre indizierter Seiten zu umgehen. Es habe eine ganze Reihe solcher „grauen“ Betreiber gegeben, die sich nicht an die Registrierungsbestimmungen hielten, und im Sinne der Wirksamkeit des Gesetzes habe der Minister nun entschieden, den Betrieb an eine staatliche Konzession zu binden. „So ähnlich wie das Nummernschild beim Auto?“, fragte Lucy.

„Ja, so ähnlich. Damit man feststellen kann, wer’s war, wenn einer zu schnell gefahren ist“, antwortete V.

„Aber wer kann etwas dagegen haben, wenn die Schweine, die sich Kinderpornos reinziehen, damit gefasst werden können?“, verstand Fida die Kritik ihres Artikels nicht.

„Damit kann man sie nicht fassen. Aber man kann den Zugang zu diesen Seiten sperren“, sagte V.

„Aber zu allen anderen auch!“, blinzelte Lucy von unten herauf, während sie eine tomatensaucengetränkte Nudel mit dem Kinn vom Teller zu kratzen schien.

„Nur zu denen, die gefährlich sind“, erklärte V. in dem ruhigen Ton, den er an dem Minister so bewunderte.

„Zur Abwehr von Gefahren für unsere Sicherheit. Denn nur unsere Sicherheit kann unsere Freiheit bewahren, und die wird von dunklen Mächten aus dem Ausland, aber auch aus dem Inland ständig bedroht“, äffte Lucy den Minister nach, dessen stereotype Erklärung jedes Schulkind aus den Podcasts kannte, die er anstelle der unpopulären Stoppschilder zur Aufklärung der Bevölkerung eingesetzt hatte. Dies waren freilich unter Lucys Freundinnen keine Pornoseiten, sondern Tauschbörsen für Musikvideos. Mit einer Erweiterung des Zugangserschwerungsgesetzes wurde auch die Sperrung von Sites legal, die geeignet waren, „Straftaten zu ermöglichen“. Man hatte lange an der Formulierung gefeilt. Eine starke Lobby internationaler Musikkonzerne hatte erheblichen Druck ausgeübt. Man drohte mit dem Verlassen des „Standorts Deutschland“ und schließlich mit Handelssanktionen durch die WTO, wenn nicht der Gesetzgeber alles für die Durchsetzung des Urheberrechtes tue. So ging man von der ersten Beschlussvorlage, die Sites sperren lassen wollte, die „Straftaten begehen oder zu Straftaten auffordern“ zu der dann verabschiedeten Fassung über „Straftaten zu ermöglichen“.

Es wurde daraufhin zur weit verbreiteten Gewohnheit – vor allem unter Schülern und Studenten – nicht gesperrte Adressen einschlägiger Anbieter auszutauschen. Oft waren die Adressen nur ein paar Stunden zugänglich, das erhöhte den Reiz. Lucys GirlPhone war voll mit solchen Links und natürlich voll mit Musikvideos, die sie auf diesem Wege downgeloaded hatte. Dass der Besitz solcher Dateien als Straftat galt und neben empfindlichen Strafmaßnahmen oft hohe Schadensersatzforderungen der Musikindustrie nach sich zog, wusste sie – wie jeder Schüler – aus den omnipräsenten Podcasts, die dem Minister zu dem Ansehen eines HB-Männchens verhalfen, und die ungefähr so wirkungsvoll waren wie die Gesundheitswarnungen auf den Zigarettenschachteln. Die Tauschbörsenfunktion war die beliebteste Funktion ihres GirlPhones, dicht gefolgt von der Boylist, in der die Mädchen ihrer Schule die zehn begehrtesten Jungs in einem beständigen Ratingprozess bewerten konnten. Dabei flossen die Bewertungen aller Mädchen in einen Pool ein, der stets aktualisiert auf den GirlPhones eindeutig klarstellte, welcher Junge der angesagteste Flirtpartner auf der nächsten Schulparty war. Umgekehrt bekam jedes Mädchen eine umso höhere Punktzahl, je besser ihr Date geratet war, woraus wiederum ein Mädchenranking entstand. Klare Verhältnisse.

V. schob seinen Teller zur Seite, warf Lucy einen strafenden Blick zu und legte die beiden Schreiben auf den Tisch, die er beim Nachhausekommen aus dem Postkasten genommen hatte. Zwei Sendungen an einem Tag waren selten geworden. Die lästige Flut von Postwurfsendungen war infolge Kostendrucks einer noch lästigeren Flut von Junkmails gewichen, Geschäfts-, Amts- und Rechnungspost gab es praktisch ausschließlich über E-Mails. Der Postkasten wurde mehr und mehr zur Antiquität, wie das alte Faxgerät, das Fida oben im Arbeitszimmer gelegentlich abstaubte. Das eine Schreiben war eine aufwendig gedruckte Auktionsliste eines Londoner Weinhauses, in dem V. gelegentlich alte Jahrgänge ersteigerte, die er Freunden zu runden Geburtstagen schenkte. Die Versteigerungen liefen natürlich online, aber die Ankündigungen kamen weiter zuverlässig auf teurem Papier gedruckt per Post ins Haus. Das andere eine Ansichtskarte. Ein digitaler Nachdruck eines alten Stiches des Holl'schen Rathauses. Auf der Rückseite in ungelenker Handschrift eine Einladung zum traditionellen Suppenessen auf den Kiesbänken des Flusses seiner Studienstadt. Die alten Kommilitonen wollten sich zum Anlass des erschreckend hohen Jahrestages ihres gemeinsamen

Abschlusses wieder dort treffen, wo sie im Studium über offenem Feuer auf einem wackligen Dreibein scheußliche Suppen aus allerlei Mitgebrachtem gekocht hatten. Ansichtskarten waren in Bevölkerungsschichten, zu denen V. schon lange nicht mehr zählte, zu einer wahren Renaissance gekommen, nachdem ein Kult-Blogger erklärt hatte, dass willkürliche Kugelschreiberschnörkel hinter einer handschriftlichen Notiz zum garantierten Versagen jeder automatischen Schrifterkennung führen und Postkarten damit zum letzten überwachungssicheren Kommunikationsmedium unserer Zeit geworden seien. V. fuhr mit dem Finger über die fest aufgedrückten Kulischnörkel, die auch seine Karte zierten. „Absolut OCR-sicher!", schmunzelte er kopfschüttelnd in Gedanken an die Zeit, als er noch gedruckte Ausgaben der *Datenschleuder* in seiner Studentenbude hatte.

Mühsam hatte V. aus Fida herausbekommen, dass Rob jedenfalls „deutlich" älter war als seine Tochter. Am folgenden Wochenende sprach er Lucy darauf an und sie zeigte ihm auf ihrem GirlPhone das Bild von einem verwahrlosten Gammeltypen mit langen zotteligen Haaren und einem furchteinflößenden Piercing durch den Nasenflügel. Lucys Tattoo auf dem Oberarm war ihm schon quer gegangen. Sie hatten nicht darüber gesprochen, sie war einfach eines Tages mit dem ägyptischen Auge nach Hause gekommen, und erst viel später, als sie ein ärmelloses Top trug, hatte er es überhaupt gesehen. Kokett selbstverständlich war sie damit umgegangen. „Ach so, das. Ja, das habe ich mir machen lassen, es ist das Symbol der Wiedergeburt aus dem alten Ägypten. Abgefahren, oder?"

Piercings durch den Bauchnabel, oder – wenn er ganz ehrlich war – auch durch Klitoris und Schamlippen, waren V. nach manchen „Dienstreisen" nicht völlig fremd, aber das war eine andere Welt. Dass der Kerl, der seine Tochter zu Partys abholte, einen grob geschmiedeten Silberring durch die Nase trug, war nicht zu ertragen, ganz und gar nicht. V. war Diplomat genug, Lucy seine Empörung nicht anmerken zu lassen. Er stellte die trockene Spätlese von Thanisch behutsam auf das weiße Tischtuch, räusperte sich und hielt Lucys GirlPhone auf Armlänge. „Und ... hm ... was macht er so, dein Rob?", fragte er, den 130er Puls unterdrückend.

„Rob studiert! Er studiert Orientalistik. Abgefahren, oder?" Lucy war Feuer und Flamme. „Und er macht Musik. Er spielt Rebab. Das solltest du mal hören!"

„Wie habt ihr euch eigentlich kennen gelernt?“

„Na wie schon? Im Netz natürlich. Rob hat seine Musik auf YouTube eingestellt, echt scharf! Und ich hab dann mal einen Clip geMMSt, na und so kamen wir ins Gespräch. Und dann. Wie’s halt so geht.“

„Wie es halt so geht“, wiederholte V.

# Kuchen auf dem Küchentisch

V. saß an seinem Schreibtisch und klickte durch seine Mails. Zwischen den vielen Routineversuchen ein Einbruch in die 3. Instanz. Man hatte den Täter gut eingegrenzt und würde ihn in wenigen Tagen identifizieren. Es war nicht leicht, so weit vorzudringen und dabei keine Spuren zu hinterlassen. Das war schon manchem Heißsporn zum Verhängnis geworden. Und wieder diese hässlichen Datenbewegungen zwischen der vierten und fünften Instanz. Komisch. Warum wurde da ständig hin und her geswappt? Kein Eindringen, nirgends. Nur diese Datenbewegungen. Es war so, als kopierten sich Dateien in sich selbst, sie waren nachher genau so groß wie vorher, hatten dieselben Prüfziffern, waren offensichtlich unverändert. Vielleicht nur eine fehlgeleitete Routine zur Erstellung von Sicherungskopien.

V. verließ gegen Mittag sein Büro und lief die Leipziger Straße bis zur U-Bahn Stadtmitte. Teil seines kulinarischen Geheimnisses war die Wurstbude Mehringdamm Ecke Yorckstraße. Es gab keinen Grund, die Krawatte abzunehmen, er stand an zwischen Bankern des mittleren Managements, Kreuzberger Handwerkern und den nicht mehr wegzudenkenden Reutlinger Kegelclubtouristen, daneben zwei Berliner aus Teheran, mit denen er über die neueste Taxiabzocke in Tegel fachsimpelte. Ob wirklich ein mineralischer Riesling aus Naumburg dem scharfen Curry standgehalten hätte, wie so oft in provozierenden Runden der Weinbruderschaft behauptet, war ihm gerade ziemlich egal. V. malte sich aus, was dieser „ungewaschene“ – für den Gedanken schämte er sich später kurz – Student mit seiner kleinen Tochter alles anstellen möge. V. hatte keine Ahnung von dem, was Lucy wirklich trieb, das war ihm immer bewusster. Sie hatte ein Eigenleben entwickelt, in kürzester Zeit. Gestern noch das kleine Mädchen, das auf die Balustrade gehoben werden wollte, damit es sehen konnte, heute trug sie die Schuhe ihrer Mutter und schleppte Fotos von – jedenfalls körperlich – erwachsenen Männern auf ihrem GirlPhone mit sich herum. Ja, das war der Lauf der Dinge. Fida hatte ihn in manchen Gesprächen darauf vorbereitet, aber dass da nun dieser nasendurchbohrte Orientalist an seiner Tochter rumfingerte. Scheiße, das sagte er sonst nie, das ging doch nicht. Warum konnte es nicht ein netter 16-jähriger Mitschüler sein? Klar, nicht jeder Islamistikstudent mit Rastalocken und

Nasenring trug auch Bombenpläne mit sich herum, aber wer weiß, was der wirklich im Schilde führte?

V. stieg in eines der wartenden Taxis. Zurück in die Wilhelmstraße. Im Büro zögerte er nicht mehr, alle Orientalistikstudenten, deren Vornamen mit „R“ begannen herauszufiltern. Schnell hatte er 12 in Frage kommende Roberts und Robins identifiziert. Als er – natürlich nur zur Eingrenzung – Lucys Kommunikationsprotokoll aufrief, musste er schmunzeln, dass er nicht so angefangen hatte. Robert Ulrich Musil rauchte Tabak der Marke *Schwarzer Krauser*, unterhielt ein Konto bei der Sparkasse, auf Guthabenbasis mit bescheidenen 687 Euro, war im Rahmen einer Sammelverfolgung wegen Eigentumsdelikten vorbestraft, aber wer war das nicht? Er hatte drei Einträge in grauen Protokollen der Ermittlungsbehörden, weil seine Personalien festgestellt worden waren, auf auffällig gewordenen Partys mit „bewusstseinsverändernden Substanzen“, zu denen im weiteren Sinne auch Alkohol gehörte, es lag im Ermessen des Beamten vor Ort zu differenzieren. Rob war 21 Jahre alt, hatte ein passables Abitur gemacht und dann seinen Zivildienst in einer Senioreneinrichtung geleistet. Er studierte im 2. Semester Orientalistik, war seit 13 Monaten Mitglied des 1. FC Friedrichshain und eingeschriebener Förderer der Initiative zur Rettung des Orang-Utans auf Borneo. Er hatte zwischen Abitur und Zivildienst eine sechswöchige Reise nach Fernost unternommen. Der Hinflug war nach Hanoi gebucht, der Rückflug aus Laos, dazwischen keine Daten. Die Infrastruktur in Asien. Rob war im Großen und Ganzen gesund. Eine Scheuermann’sche Rückenerkrankung in der frühen Jugend hat ihre Spuren auf dem Röntgenbild hinterlassen, moderater Allergiker (Birken und Roggen vor allem), Musterungsergebnis T2, HIV und Hepatitis negativ, Blutgruppe B positiv. Soweit die Standarddaten.

V. fühlte eine gewisse Erleichterung, es war ihm nicht klar was er erwartet hatte, wonach er gesucht hatte, nur das diffuse Gefühl der Verantwortung, des Wissenwollens. Er fand das Foto, das Lucy ihm auf dem GirlPhone gezeigt hatte, in Robs Facebook-Account, dann das zwei Jahre alte Passbild im Rechner der Ausweisbehörde. V. schüttelte den Kopf über die erschreckende Entwicklung des braven 19-Jährigen mit akkuratem Scheitel zum verlotterten Zotteltypen mit langem Bart und Metall im Gesicht. Zur Sicherheit noch rasch ein paar zusätzliche Auswertungen. Der Minister hatte vor ein paar Monaten ein Programm zur Analyse von Bewegungsprofilen mehrerer Zielpersonen in einem frei defi-

nierbaren Zeitfenster „als Machbarkeitsstudie“ in Auftrag gegeben. Er hatte V. gegenüber durchblicken lassen, dass er damit rechne, schon bald eine entsprechende Erweiterung der rechtlichen Grundlage durchsetzen zu können. Man müsse sich also vorbereiten, zunächst aber unbedingt als Verschlusssache, um „unnötigen Aufhebens im Vorfeld keinen Vorschub zu gewähren“. Die Entwicklung war in einem frühen Betastadium und V. hatte sich vor ein paar Tagen den Zugang geben lassen. Eine gute Gelegenheit, das neue System in Augenschein zu nehmen. Die Kollegen aus der Abteilung Georeferenz hatten die Ermittlerschnittstelle bereits ausgearbeitet. Mit wenigen Klicks legte V. Lucy als Zielperson *rot* und Rob als Zielperson *blau* an. Auf der Karte erschienen zwei Linien, die sich durch das Berliner Innenstadtgebiet schlängelten. Kreuze auf den Linien bezeichneten dort geführte Telefonate, Mouseover auf dem Symbol zeigte den angerufenen Anschluss und die Verbindungsdauer an. Quadrate signalisierten Textmitteilungen, die auf Klick sofort in einem neuen Fenster angezeigt wurden. V. stellte das Zeitfenster auf die vergangene Woche ein. Die Linien bauten sich schnell neu auf und an vier Stellen blinkten die Schnittpunkte auf. „4 Treffen der Zielpersonen in den vergangenen 7 Tagen – Gesamtverweildauer: 11 Stunden 42 Minuten“, stand in der Ergebnisleiste. V. klickte auf „erweiterte Suchfunktionen“ und wählte die Optionen für das „Kontaktprotokoll“. Das Ergebnis war in wenigen Sekunden auf dem Bildschirm. Datum und Ort des ersten Kontakts, durchschnittliche Dauer und Frequenz der Treffen, häufigste Treffpunkte.

Die Option „Telekommunikation“ lieferte in einer weiteren Spalte alle Telefonate, E-Mails, MMS und SMS zwischen den beiden Zielpersonen.

„Gutes Tool“, nickte V. anerkennend und bemerkte eine weitere Optionstaste „Kontakte 2. Grades“, die die Treffen einer Zielperson mit Personen, die auch die andere Zielperson getroffen hat, dokumentierte, dazu auch hier die Telekommunikationstaste. „Gute Arbeit!“, mailte V. an den Leiter der Georeferenz. Die Anwendung war nichts grundlegend Neues, die Daten lagen alle gut aufbereitet aus den GPS-Protokollen der Handys vor, es ging nur um die Querreferenzierung und die handliche Benutzbarkeit der Verknüpfungen. Aber das war gut gelungen. Es gab einen neuen Mann in der Abteilung, den V. bislang nur flüchtig kannte, der mit dieser Fingerübung betraut worden war. Von ihm erfuhr V., dass der ermittlungsstrategische Clou der Anwendung fast fertig, aber noch

nicht in das System integriert war. Überdies erhoffte man sich aus den auch zeitunabhängig darstellbaren Ortsmatches große Fortschritte in der Aufklärung von Übergabeorten, etwa von Drogen oder Sprengstoff. Der eine kommt an einem Tag, vergräbt den Stoff, ein anderer kommt am nächsten Tag und gräbt ihn wieder aus. Die beiden haben sich nie getroffen, und dennoch wurde die Ware übergeben. Das würde jetzt sichtbar gemacht werden können.

Nachdem es noch keine ausdrückliche Rechtsgrundlage für diese Form der Auswertung gab, lief das Projekt als Studie über die Querreferenzierung von mehrdimensionalen Feldern in einer semistrukturierten Datenbank.

Seit gut drei Monaten ging das nun also schon mit Lucy und diesem Rob und tatsächlich war er die Meditationsfreundin, die Lucy hinderte ans Telefon zu gehen, während er mit Fida seine Ehe pflegte. Rob hatte den Nachmittag in seinem Haus verbracht, nicht wirklich überraschend, aber es verschaffte V. eine gewisse Genugtuung, nun Sicherheit zu haben.

Der Nachmittag war weit fortgeschritten, V. las zwischen den eingehenden Einbruchprotokollen erneut von auffälligen Datenbewegungen zwischen der 5. und 6. Instanz, diesmal in den Beständen aus den Arbeitszeiterfassungen in Zuffenhausen und Rüsselsheim. V. war bereits auf dem Weg zur Tür, als er einem Impuls folgend zurück an seinen Rechner ging und die Betaversion der Bewegungsanalyse erneut aufrief. Lucys und Robs Daten waren noch als Zielpersonen angelegt. V. klickte „Kontakte 2. Grades". Die 22 gemeinsamen Kontakte der Party vom letzten Samstag reduzierte er durch Ausfiltern aller einmaligen Begegnungen (dafür muss eine automatische Unterstützung her, ärgerte er sich über die lästige Handarbeit). Übrig blieben drei Zielpersonen 2. Grades, die Rob regelmäßig traf oder getroffen hatte. Zwei davon stellten sich als Mitschülerinnen aus Lucys Klasse heraus, die dritte Nummer erkannte V. ohne den Klarnamenmatch aus NEUDAT, es war, kein Zweifel, Fida!

V. saß regungslos vor dem Bildschirm. Sein Herz pochte, die Handflächen waren schweißnass. Fida.

Die Treffen begannen vor rund acht Wochen und fanden regelmäßig zweimal in der Woche statt. In einem Haus in der Kochstraße, jeweils gut zwei Stunden verbrachten sie zusammen. V. malte sich sehr langsam aus, womit. Er mag eine Stunde oder länger vor dem dunklen

Bildschirm gesessen haben, der sich abgeschaltet hatte. Es war ein früher Sommerabend, V. wusste, dass Fida heute einen Elternabend hatte und nicht vor 22 Uhr zu Hause sein würde. Ohne Zeitgefühl, seltsam betäubt, lief er, den Blick starr geradeaus, die Leipziger Straße bis zur Friedrichstraße und bog links ab Richtung Gendarmenmarkt. In der Insel vor der Newtonbar, zwischen Konzerthaus und Deutschem Dom ließ er sich nieder und bestellte „Rotwein“, einfach nur Rotwein, keine trockene Spätburgunder Spätlese, keine Cab-Merlot-Cuvée, keinen Barrique Shiraz, einfach nur Rotwein. Das Glas stand unangetastet vor ihm, als er zahlte. Es war längst dunkel geworden. V. sah, wie sich die Newtonbar mit der klassischen Melange aus Spesenrittern, Lokalschickeria und Edelprostituierten füllte. In ihren teuren Kostümchen mit dezentem Goldschmuck und zierlich hochgesteckten Haaren setzten sich junge, gekonnt geschminkte Frauen um die 30 wie zufällig neben allein sitzende Männer jeden Alters und ließen sich überrascht auf Champagnercocktails einladen. Sie erzählten von ihren Berufen, die alle irgendetwas mit Design oder Mode zu tun hatten, hörten sich interessiert die Berufe der Männer an, die alle irgendetwas mit Geld zu tun hatten, und gingen, so ab 23 Uhr, zusammen ins Hilton schräg gegenüber. 500 Euro plus das Zimmer. V. kannte den Tarif. Im Laufe der Jahre war es immer wieder vorgekommen, dass er Gäste auch abends in Berlin betreute. Die Newtonbar war ein garantierter Erfolg, die bodentiefe Vollverglasung auf den abends erleuchteten Deutschen Dom, die überlebensgroßen Big Nudes des Namenspatrons an der Stirnseite, so viel Hauptstadt war nirgends. Mit ihn belustigender Regelmäßigkeit wurde er, der nicht oft genug herkam, um wiedererkannt zu werden, mit seinen Begleitern von den Damen angesprochen. Und mit eben solcher Regelmäßigkeit verabschiedete sich V. kurz darauf mit Verweis auf seine zu Hause auf ihn wartende Frau von seinem Gast, den er aufforderte, doch gerne noch einen Absacker mit Corinna, Isabell oder Diana zu trinken. Je nach Souveränität seines Besuchers erfuhr er am nächsten Tag entweder gar nichts über den weiteren Verlauf des Vorabends, oder dass Ariana, Sarah oder Denise ein „echter Hammer“ war und man solche Frauen wirklich nur in Berlin kennenlernen könne, oder, und das war der seltenste Verlauf, dass man nicht schlecht gestaunt habe, als die doch eher verhaltene Miriam, Mandy oder Sybille plötzlich recht eindeutig wurde und die 500 Euro „Taschengeld“ ins Gespräch brachte.

SMS von Fida. Sie gehe noch mit zwei Kolleginnen auf ein Glas Wein, er solle ruhig schon schlafen gehen. V. schüttelte den Kopf. Wut war ein ihm nicht vertrauter Gemütszustand, vielmehr war er verwirrt, versuchte zu sortieren, was er so eindeutig vor seinen Augen sah und was doch nicht in seinen Verstand wollte. Seine 15-jährige Tochter hatte einen 21-jährigen Freund mit Nasenring, ganz großartig, aber damit nicht genug, der Kerl hatte gleichzeitig auch noch ein Verhältnis mit seiner Frau!

Die Ehe mit Fida war ausgeglichen und harmonisch, so, das wusste V., beschrieben ihre gemeinsamen Freunde ihre Beziehung. Fida war seine Partnerin, seit Jahrzehnten, sie war dabei, als er Karriere machte, ertrug klaglos die schrecklichen Partys mit den Vorgesetzten aus der ZENTRALE, sie war an seiner Seite, als er krank war, wich nicht von seinem Bett als eine Hirnhautentzündung ihn vor ein paar Jahren ernsthaft außer Gefecht gesetzt hatte. Fida war Fida, seine Frau, deren Mundgeruch er morgens nach dem Aufwachen küsste, die seine Kreditkartenabrechnungen verwaltete, die wusste, wo das immer wieder eitrig entzündete Geschwürchen auf seinem Rücken war. Ihre weichen, kurz geschnittenen Fingernägel streichelten seinen Rücken, wenn er nicht schlafen konnte. Sie war die Mutter seiner Tochter. Und dieser Teil von ihm, dieses Stück seines Lebens traf nun einen halb so alten Lümmel in einer schäbigen Kreuzberger WG, wie V. sich ausmalte.

Dass sie ihn damit hinterging, war das eine, aber was tat sie Lucy an? Die beiden hatten sich seit Jahren verschwestert, waren stets ein Herz und eine Seele und zusammen in der Lage, sogar Haustiere gegen seinen Willen durchzusetzen. Sie hörten diese dämliche orientalische Musik gemeinsam, spielten seit zwei Jahren erfolgreich Damendoppel in der Clubmeisterschaft, und Lucy wurde weithin beneidet um die Mutter, die jetzt ihren Freund vernaschte. Das war einfach nicht zu glauben, aber die Bewegungsprofile waren eindeutig.

V. lief ziellos Unter den Linden entlang, schubste sich durch angeheiterte Reutlinger Kegelklubs und hielt schließlich kurz vor dem Alex ein Taxi an. Als er nach Hause kam, stand Fidas Auto in der Garage. Die Schlafzimmertür war angelehnt, und er hörte ihren leisen regelmäßigen Atem. Am nächsten Morgen gab er einen Migräneanfall vor und blieb liegen, während Fida und Lucy in ihre jeweiligen Schulen fuhren. Fida hatte ihm noch zwei Schmerztabletten gegeben und ihm einen nassen Lappen auf die Stirn gelegt. Um kurz vor neun rief er Karl an, danach

seine Sekretärin. Karl wollte er um 12:30 Uhr im Aigner am Gendarmenmarkt zum Essen treffen, seiner Sekretärin trug er auf, alle Termine abzusagen oder zu verschieben, jedenfalls komme er heute nicht vor 17:00 Uhr ins Haus. Einen Grund gab er nicht an.

„Du hast was?", schrie Karl ihn fassungslos an. „Du hast mit einem Programm, das es gar nicht geben darf, die Bewegungsprofile, die es besser auch nicht gäbe, deiner Frau und deiner Tochter analysiert? Du bist doch völlig durchgeknallt, das glaube ich einfach nicht!"

Karl verlor seine Gelassenheit und erst die schiefen Blicke von den Nachbartischen brachten ihn zur Ruhe. Er setzte, jetzt leiser, wieder an. „Wie konntest du auf diesen aberwitzigen Gedanken kommen?"

„Er ist 21."

„Wer?"

V. erzählte nun in den präzisen Formulierungen eines Informatikers, was er „ermittelt" hatte.

„Sie betrügt mich, und sie betrügt Lucy", schloss er lakonisch.

Karl hatte geduldig zugehört und zu seiner Besonnenheit zurückgefunden.

„Was sagt sie dazu?", fragte er leise.

„Wer?"

„Na wer? Schneewittchen, wer sonst? Deine Frau! Du Superhirn!"

V. blickte auf die weiße Tischdecke und schwenkte die Rieslingcuvée vom Weingut Horcher in dem beschlagenen Glas.

„Nichts, bislang."

„Du hast nicht mit ihr gesprochen ...?!"

„Was soll ich sagen? Du Schatz, ich hab mal dein Bewegungsprofil mit dem des Freundes unserer Tochter gematcht, und es sieht so aus, als würde er nicht nur sie, sondern auch dich vögeln!?", brauste V. unwirsch zurück.

„Das wäre jedenfalls ehrlich", resignierte Karl.

V. schlug Karls versöhnliches Angebot „auf ein Glas Rotwein" am Abend aus. Er zog es vor, allein zu sein, und verbrachte den Nachmittag mit Wechselbädern zwischen Kopfschütteln und Selbstmitleid. Gegen 16:30 Uhr betrat er die ZENTRALE in der Wilhelmstraße und klickte desinteressiert durch seine Mails. Dass die Datenbewegungen der letzten Wochen heute zwischen der 6. und 7. Instanz stattgefunden hatten, nahm er nur nebenbefundlich zur Kenntnis, vor allem sah er eine blaue, eine rote und eine grüne Linie, die kreuz und quer durch Berlin liefen.

V. verbrachte die folgenden Tage weitgehend im Büro. Er hatte eine Schlafcouch in einem kleinen Nebenzimmer, die er gelegentlich genutzt hatte, wenn ein Vorgang seine Abwesenheit zu riskant erscheinen ließ. Dass er Fida in einer lapidaren E-Mail erklärte, er sei „gerade sehr gefordert" und wisse nicht, wann er nach Hause komme, erlebte sie nicht zum ersten Mal. Nachdem V. den neuen Kollegen aus der Georeferenz sehr für seine Arbeit gelobt hatte, war dieser dienstfertig bemüht, V.s Wunsch nach rascher Implementierung des automatisierten Analysetools zu entsprechen. Eine ganz brauchbare Filterfunktion für die Kontakte 2. Grades war bereits am folgenden Abend als Pre-Beta verfügbar. V. musste es nun genau wissen, was genau war ihm dabei nicht klar, aber genau, das war sicher. Er verschaffte sich Zugang zu historischen Daten, die er aus – sicherheitshalber – vorrätig gehaltenen Backup Daten wiederherstellte. Nicht ganz lückenlos konnte er Fidas GPS-Daten der letzten Jahre rekonstruieren, Lucys Daten lagen seit ihrem ersten Handy vollständig vor. Als ihm die Tools nicht schnell genug waren, begann er selbst, immer komplexere Matchroutinen zu programmieren. Er saß bis spät in die Nächte und rekonstruierte Fidas Wege. Nachdem er praktisch alle längeren Abwesenheiten – im Wesentlichen durch seine eigene Teilnahme – erklärt hatte, besorgten ihn die Lücken in dem Datenbestand umso mehr. Da gab es vor drei Jahren vier Wochen, über die er bei aller Mühe praktisch nichts herausfinden konnte. Sein eigener Kalender zeigte keine Reisen, keine Urlaube und nur drei private Verabredungen mit Freunden, an denen Fida mit hoher Wahrscheinlichkeit teilgenommen hatte. Sonst nichts. Das machte ihn nervös. Unter dem Vorwand einer möglichen Sicherheitslücke, die sich so vielleicht schließen ließ, beauftrage V. einen Spezialisten für Datenwiederherstellung, nach eben diesen vier Wochen zu fahnden. Der dienstbeflissene junge Mann verstand den Zusammenhang nicht, rekonstruierte aber im Vertrauen auf seinen Vorgesetzten Terabyte um Terabyte von Daten, die innerhalb der gesetzlichen Frist gelöscht worden waren. Die Backups waren natürlich auch gelöscht worden, allerdings wurden die Medien in der vielfach redundanten Datensicherungssystematik in kurzen Abständen ausgetauscht. Aus den alten Bändern, die – als brisante Datenträger eingestuft – nicht einfach entsorgt werden durften, sondern zwischengelagert wurden, bis sich ein geeignetes Verfahren gefunden hatte, ließen sich die alten Daten wieder lesbar machen.

Als der Mitarbeiter das Ergebnis präsentierte, und er praktisch alles wieder verfügbar machen konnte bis auf eben die fraglichen vier Wo-

chen, legte V. ihn als Zielperson an, um herauszufinden, ob er mit Fida unter einer Decke steckte. Fehlanzeige. Der Kerl war erst vor ein paar Monaten nach Berlin gekommen und sein Bewegungsprofil hatte Fidas nie gekreuzt. Es bestand noch die Möglichkeit, dass er sie inkognito traf, also das Handy einfach nicht mitnahm, oder, weil das schwierig war, man konnte ja ohne nicht mal mehr mit dem Bus fahren, ein illegales, nicht registriertes Gerät unterhielt. Gerade unter diesen jungen Freaks war das ja ein beliebtes Spiel, um die Behörden zu hintergehen. Der Typ hieß Amri mit Nachnamen, klang irgendwie persisch, jedenfalls orientalisch, und dass Fida darauf stand, war ja nun leider klar. Dunkle Haare hatte er auch. V. suchte nach Spuren von Piercings in dem nächsten Gespräch, und als er an den sichtbaren Stellen keine fand, war er ziemlich sicher, der widerwärtige Kerl habe sich die Eichel durchstechen lassen. In seinen medizinischen Daten fand er Hinweise auf eine Vorhautentzündung, angeblich nach einer Beschneidung. Na also, er hatte es doch geahnt.

V.s Suche nach Kontakten 2. Grades blieb unauffällig. Verknüpfungen 3. Grades wurden ungeheuer komplex, die Datenmenge wucherte aus und er hatte keine brauchbaren Werkzeuge, um der Flut Herr zu werden. Daran werden wir arbeiten müssen, dachte V.

# Rebab

SMS von Fida. „Lädst du mich zum Abendessen ein? Lucy ist unterwegs, die Liebe:-). 19:30 Uhr im Moritz!?“

V. wollte alles andere, als mit Fida Essen gehen. Andererseits war ihm klar, dass er dem Gespräch mit Fida nicht dauerhaft entgehen konnte. Es gab kein Entrinnen. Er war um zwanzig nach sieben in der Regensburger Ecke Bamberger Straße. V. mochte Herrn Stefanov, der in den Räumen des berühmten Bamberger Reiters immer ein wenig aufgeregt um das Wohl seiner Gäste bemüht war, und V., den Stefanov als Stammgast und Weinkenner schätzte, fand sich vor einem Glas Rieslingsekt vom Weingut Weik, das ihn unter anderen Umständen durchaus erfreut hätte. Fida betrat die dunkel getäfelte Stube schnellen Schrittes. Sie legte ihre Handtasche auf den Stuhl und beugte sich zu V. herunter, bevor dieser Gelegenheit hatte aufzustehen. Mit dem zarten Kuss auf V.s Wange sprudelte es aus ihr heraus. So aufgedreht mitteilsam war sie, als sie ihm damals erzählt hatte, dass sie die Stelle in der Cecilienschule bekommen habe und als sie das schöne Haus im Grunewald (für einen „ganz akzeptablen Preis“) gefunden hatte und als die „blöden Knoten“ in ihrer Brust als harmlose Ablagerungen entlarvt waren. So war sie auch heute. „Ich kenne ihn!“, rief sie, während sie sich noch setzte.

„Wen?“, fragte V. mechanisch.

„Na Rob, Lucys Freund, und zwar schon länger.“

Herr Stefanov kam mit ausladend ungelenker Handbewegung an den Tisch und begrüßte Fida überschwänglich Aus der Mußbacher Eselshaut, ja ja, eine große Lage mit über 300 ha, aber eine Einzellage, die Meerspinne sei die Großlage. Dieser Riesling brut und herrlich fruchtig, dabei rund und robust. Fida hatte in den Jahren mit V. längst gelernt, über Wein zu sprechen, ohne zu verraten, ob er ihr schmeckte oder nicht. Dieser Sekt war ausgezeichnet, aber mehr noch genoss sie V.s Ungeduld, der auf seinem Stuhl hin und her zu rutschen begann und mit seltsam wirrem Blick an ihren Lippen hing. V. sah schlecht aus, fand sie. Es rauchte wohl wieder in der ZENTRALE. Das ging schon eine Weile, dass er kaum sprach und ihr aus dem Weg zu gehen schien. Heute wollte sie ihm einen schönen Abend machen, bei dem die moderierten Weinmenüs, die sie bei Stefanovs so schätzten, nur eine untergeordnete Rolle spielen würden. Sie war sicher, V. würde erleichtert sein, endlich zu wis-

sen, wen seine Tochter traf. Zu wissen wie er aussah, was er machte und ob er ein anständiger Kerl war. V. hatte immer schon ein sehr ausgeprägtes Gefühl von Verantwortung gehabt, er wollte stets sicher gehen, dass alles klappte und gut lief und kein Risiko barg. Ja, er hatte einen nicht ganz leicht zu nehmenden Hang zur Kontrolle, den Fida mit seiner liebevollen Fürsorge entschuldigte. Sie hatte schon früh in Lucys Erziehung das Heft in die Hand genommen und dafür gesorgt, dass ihre Tochter V.s „Fürsorge" nicht als Einengung empfinden würde. Indem Fida ihr bewusst Spielräume verschaffte, hatte Lucy gelernt, ihr Vertrauen nicht zu missbrauchen und hielt sich an die wenigen Grundregeln, die ihr aufgegeben wurden. Dabei genoss sie es, nicht wie ihre Freundinnen um jede Viertelstunde Disko mit ihrer Mutter feilschen zu müssen.

„Er ist toll, wirklich, ich kann sie verstehen", strahlten Fidas Augen, während V. verwirrt Herrn Stefanov hinterher schaute. „Nicht er, Rob meine ich." Fida nahm seine Hand und schüttelte so wissend versöhnlich ihren Kopf wie die Bärenmutter im Kinderbuch, wenn der kleine Bär im gierigen Überschwang den Honigtopf umgeworfen hat. V.s Züge entglitten ihm, sein Mund stand offen und er war zu nichts als einem trockenen Hustenanfall fähig. „Also von vorne", begann Fida, ohne seine Hand loszulassen. „Vor ein paar Wochen, das muss kurz nach unserem Wochenende gewesen sein, fand ich auf dem Küchentisch diesen kleinen Flyer mit orientalischen Ornamenten, wie mit Henna aufgemalt. Er lag neben meiner Handtasche, und ich dachte sofort, es sei einer der vielen Zettel, die Ayse, du weißt die Kollegin aus der Percussiongruppe, mir in die Hand gedrückt hat. Wir hatten doch neulich beschlossen, die Gruppe mit orientalischen Streichern auftreten zu lassen. Da hatte ein Rebabspieler geworben. ‚Performance und Unterricht' stand auf dem Flyer. Ich hab also kurz entschlossen die Nummer angerufen, war ja schon sympathisch, dass da eine Telefonnummer stand und nicht nur eine Website, und mich mit dem Mann verabredet. Schon am Telefon fand ich ihn sehr nett. Nun treffen wir uns in der Gruppe schon seit Wochen mit ihm, und erst heute sehe ich beim Rausgehen zufällig sein Handy auf dem kleinen Tischchen im Flur wie es blinkt. MMS von Lucy mit denselben Herzchen, die unser Schatz runtergeladen hat. Da war's mir dann klar, hab Ayse noch gefragt, aber sie kannte Rob vorher gar nicht. Den Flyer muss er Lucy gegeben haben, und die hat ihn – ganz unsere Tochter – auf dem Tisch liegen lassen. Egal wie. Er ist es, und er

ist wundervoll! So ein liebenswürdiger, einfühlsamer Typ! Diese großen starken Hände an dem filigranen Instrument. Er hat es ja nicht leicht mit uns älteren Damen.“ Fida lächelte kokett. „Aber er ist so geduldig mit uns Laien. Wir waren letzte Woche nach dem Proben Weintrinken. Wie unsicher dieser Riese ist, wenn er nicht sein Rebab in der Hand hat. Richtig schüchtern ist er dann. Er wollte nicht mal, dass wir ein Foto von ihm machen für die Ankündigung unserer Performance. Aber er hat tapfer durchgehalten. Selbst als Ayse – etwas angetütert – das Flirten anfing. Übrigens heißt er eigentlich Ulrich, Rob ist nur sein Spitzname oder zweiter Vorname oder so, jedenfalls mag er Ulrich nicht und hört Rob viel lieber. Lass uns die beiden am kommenden Wochenende zum Essen einladen, du wirst ihn mögen, da bin ich sicher.“

V. war blass geworden. Er hatte Mühe sich zu artikulieren. „Ja sicher“, stammelte er, bevor er sich entschuldigte und auf die Toilette in dem schmalen Gang neben der Küche verschwand. Er hatte nicht mehr als das Glas Sekt getrunken und fühlte sich doch wie mit dem Kopf in Watte. Im Spiegel sah er ein Gesicht und brauchte Sekunden, um es seinem Körper zuzuordnen. In der Kabine öffnete er seine Hose wie mechanisch und starrte auf das, was er früher als seinen Anstand bezeichnet hatte. Er hatte nichts im Magen, was sich erbrechen ließ. Der gelblich grüne Schaum troff bitter von seinen Lippen. Das graue Gesicht eines alten Mannes, im schlechten Licht vor dem Spiegel. Verachtung hieß das Gefühl, dass er bis zu diesem Augenblick nie empfunden hatte.

V. entschuldigte sich bei Fida, und Herrn Stefanov mit einem Migräneanfall. Im Taxi in die Waldmeisterstraße sprach er kein Wort und kämpfte mit den Tränen. Fida hielt sorgenvoll seine Hand.

Vor ein paar Tagen hatte Lucy große Mühe gehabt, ihr Lachen zu unterdrücken, als V. ihr das Bild von diesem widerlichen Monstertypen mit Nasenring tatsächlich abgekauft hatte. Rob mochte keine Fotos von sich und hatte aus Spaß in seinen Facebook-Account dieses Gruselbild eingestellt. Es ging V. auch einfach nichts an, wie Rob aussah, fand sie.

## An sich

„Dass allein die Möglichkeit in Versuchung führt, haben wir beide doch selbst am eigenen Leibe erfahren“, sagte Karl mit einem tiefen Bedauern in der Stimme. „Oder woher hattest du die Flugdaten damals, als Barbara mit meinem Sohn abhauen wollte?“

V. sah an die Decke. „Das war ... eine besondere Situation, eine Notsituation.“

„Oh ja, das war es, und ich bin dir dankbar für deine Hilfe. Aber es war nicht legal. Wir haben nicht widerstanden. Selbst wir nicht. Ich nicht und du nicht. Natürlich wusste ich auch damals schon, was da passiert, aber es war mir egal. Ich hätte alles getan, um den Jungen nicht zu verlieren, und da war es mir nur recht, dass wir Zugang zu den Daten nehmen konnten. Hätte ich eine Pistole gehabt in dem Moment, als ich Barbara mit dem anderen Kerl im Bett erwischt habe, weiß Gott, was ich damit gemacht hätte. Die Waffe an sich mag nicht böse sein, aber sie ermöglicht Böses. Deshalb bin ich froh, dass keine da war in dem Moment.“

V. dachte betreten an seine Recherchen über Rob. Karl hatte Recht, auch er, der sich immer über die Gesetzestreue definierte, war nicht gefeit vor der Versuchung, das Privileg der Möglichkeit auszunutzen. Illegal, ja und – was ihm nun schlimmer schien – ganz gegen jeden Anstand. Es war nicht aufrecht zu erhalten, das Ungeheuer nicht zu bändigen, einmal in der Welt, riss es sich von der Leine und verselbstständigte sich. Er konnte noch so viel dafür tun, dass die Angriffe von außen erfolglos blieben, die Korrumpierbarkeit von innen war nicht einzudämmen. Ja, korrumpiert auch durch ihn selbst!

V. fragte sich, was andere, die legalen Zugang hatten, damit machten. Es gab immer wieder zotige Witze über den Nachbarn des einen, der auffällig häufig Kurzreisen nach Bangkok unternahm und auffällig viel Traffic auf einschlägigen Partnervermittlungssites produzierte, oder über die Exfrau des anderen, die regelmäßig Warenlieferungen aus Flensburg bekam und als „Schleudermaus“ in Rotlichtforen „exklusive“ Dienste anbot. Nicht unter ihrem Klarnamen natürlich, aber für einen Zugriffsberechtigten der ZENTRALE war die Zuordnung über die IPs eine Fingerübung in der Kaffeepause.

Vor ein paar Jahren kam heraus, dass ein Sachbearbeiter aus der Sicherheitsabteilung Adressdaten mit Bildungsabschlüssen und Konto-

ständen gematcht hatte. Angeblich für private Studien, um geeignete Wohngebiete für seine Haussuche auszuloten. Der Mitarbeiter wurde schleunigst entfernt, zu disziplinarischen oder gar strafrechtlichen Konsequenzen war es nicht gekommen. Man munkelte, der Minister selbst habe in vertraulichen Gesprächen mit einem großen Handelshaus dafür gesorgt, dass die Sache nicht an die große Glocke gehängt wurde. Dem Händler sollen die gematchten Daten ein Vielfaches des Jahresgehalts des Mitarbeiters wert gewesen sein. Steuerfrei versteht sich.

Gerede im Paternoster des alten Reichsluftfahrtministeriums, nichts weiter. Und dass er selbst zugegriffen hatte, geschah in guter Absicht, sicher, und zu niemandes Schaden. Er konnte schon damit umgehen. Aber war wirklich Verlass auf alle anderen? V. verbrachte den Abend mit Gedanken an verbesserte Sicherungssysteme. Kontrollmechanismen würden die Effizienz stark beeinträchtigen und letztlich das Problem nicht lösen, bestenfalls eindämmen. Rotationssysteme innerhalb der Teams erschienen ihm machbar, würden aber auch möglicherweise zu umfassendem Wissen mehrerer einzelner Mitarbeiter führen, die dann im Laufe der Zeit jene exakte Kenntnis des gesamten Apparats ansammeln könnten, die er bislang tunlichst auf einige wenige „handverlesene", wie er sagte, Mitarbeiter begrenzte. Als deren vertrauenswürdigster galt der Bundesregierung der Leiter der Sonderabteilung selbst.

## Smith & Wesson

Zwei dunkelbraune Ledersessel mit wertvoller Holzeinfassung im 45° Winkel auf die Kamera ausgerichtet. In der Mitte ein kleinerer Drehsessel, auf dem die Moderatorin saß. Der Minister auf dem rechten Sessel, sein Kopf in Großaufnahme mit dem Eröffnungsjingle. Im Sessel zur Linken saß Karl. Er war gelegentlicher Gast in den populär-intellektuellen Kulturrunden, in denen er über Literatur und Theater sprach. Dass er sich zunehmend deutlich auch zu gesellschaftspolitischen Themen äußerte, war der Anlass für die Einladung zu diesem Abend. Seine äußere Erscheinung, Karl war groß und von kräftiger Gestalt, sein ergrauendes langes Haar trug er zu einem Pferdeschwanz gebunden, der auf dem Kragen des stets schwarzen Hemdes auflag, und sein rhetorisches Talent, das zu pointierten Polarisierungen neigte, wogen dabei weit mehr als sein belesener Kenntnisreichtum.

„*Sicherheit versus Freiheit* ist das Thema unseres heutigen Gedankenaustausches. Herr Minister, sind denn das wirklich gegensätzliche Begriffe?“, stieg die Moderatorin nach der Begrüßung ein.

„Aber ganz und gar nicht. Unsere Sicherheit ist die Grundlage unserer Freiheit. Ich kann da gar keinen Gegensatz erkennen. Im Gegenteil, die beiden Begriffe ergänzen sich, die Werte bauen aufeinander auf“, gab sich der Minister betont entspannt und war sich der Großaufnahme seines interessiert auf Karl blickenden Gesichtes bewusst

„Ich stimme dem Minister voll und ganz zu“, sagte Karl und ließ eine Pause entstehen, in der die Moderatorin ihn irritiert ansah. „Wir haben allerdings ein völlig anderes Verständnis von diesen beiden Begriffen. Die Sicherheit vor staatlicher Überwachung ist mein Verständnis von Freiheit.“

Die Moderatorin wandte sich erleichtert dem Minister zu.

„Herr Minister, wie verstehen Sie den Begriff Sicherheit?“

„Unsere hochentwickelte Gesellschaft mit ihrem freiheitlichen Wertesystem sieht sich täglich durch massive Angriffe bedroht. Wir müssen erkennen, dass unsere Freiheit kein selbstverständliches Gut ist, sondern dass wir etwas dafür tun müssen, sie zu erhalten. Unsere Gesellschaft ist Gefahren ausgesetzt. Wir werden ernsthaft bedroht durch die asymmetrische Kriegsführung, die Selbstmordattentäter, die von international agierenden, islamistischen Terroristen ausgeht, das mussten wir durch die schrecklichen Anschläge auf unsere Städte ...“

„Welche Anschläge? Mir sind in Deutschland keine international ...“

„... auf die Menschen und Kinder unserer Bevölkerung erleben. Ich sehe es als meine erste Aufgabe an, alles dafür zu tun, diese Bedrohungen abzuwehren. Zum Wohl der Bürgerinnen und Bürger in diesem Land und zum Wohl unserer Kinder.“

„Und dafür schränken Sie ebenjene Freiheit, die Sie zu schützen geloben, in dramatischem Ausmaß ein“, warf Karl ein.

„Aber doch überhaupt nicht, Herr Pender. In diesem Land ist jeder frei zu tun, was er will, zu sagen, was er will und hinzugehen, wo er will.“

„Nur solange Sie, Herr Minister, dabei zuschauen und ganz genau wissen, was er tut und will und jederzeit eingreifen können, wenn Sie auch nur das Gefühl, keinen Beweis, einer Gefährdung haben. Sie haben einen gläsernen Bürger geschaffen unter dem Vorwand der Gefahrenabwehr. Und dabei ein gigantisches Überwachungssystem aufgebaut, in dem das Wort Freiheit zu einer leeren Hülse verkommen ist. Ich stimme Ihnen auch darin zu, dass wir unsere Freiheit verteidigen müssen, sie ist kein selbstverständliches Gut. Die Menschen kämpfen seit Jahrhunderten darum, und jetzt kommen Sie und revidieren Grundgesetze, die unsere Freiheit, das ist die Freiheit vor der Willkür der Obrigkeit, garantieren sollten. Das ist eine Art Selbstmord aus Angst vor dem Tod.“

Zögernder Applaus aus dem Publikum.

„Die Form der Bedrohung hat sich grundlegend geändert. Deshalb muss sich auch die staatliche Reaktion auf rechtsstaatlicher Grundlage ändern. Das müssen wir vorurteilsfrei erkennen. Es kann doch nicht angehen, dass die deutschen Sicherheitsbehörden deutliche Ermittlungsnachteile gegenüber ihren Kollegen in anderen europäischen Staaten haben. Unser Grundsatz muss lauten: Sicherheit zuerst!“

„Und dafür waren Sie bereit, Grundrechte aufzugeben!“

„Um den Terrorismus besser bekämpfen zu können, war es zwingend erforderlich, Ergänzungen im Grundgesetz vorzunehmen. Der internationale Terrorismus zwingt uns zu umfangreichen Gegenmaßnahmen. Die Terroristen verabreden sich über neue technische Möglichkeiten der Kommunikation. Wenn wir die Anschläge verhindern wollen, müssen wir versuchen, vorher zu wissen, was sie vorhaben. Wir können doch nicht tatenlos zusehen, wie religiöse Fanatiker unser Wertesystem mit Füßen treten. Wir befinden uns im Fadenkreuz des islamistischen Terrorismus, die Überwachung der Kommunikation ist aus diesen Gründen absolut lebensnotwendig für uns.“

„Herr Minister, die Maßnahmen, die Sie unter Berufung auf das sogenannte islamistische Terrorrisiko in den letzten Jahren ergriffen haben, stehen doch in keinem Verhältnis zu der tatsächlichen Erfahrung der letzten Jahre. Auch nachdem immer wieder wirre Täter in tödlichen Amokläufen mit sogenannten Sportwaffen zahlreiche Menschen erschossen haben, gibt es in Deutschland 8 Millionen dieser sogenannten Sportgeräte. Völlig legal. Diese 8 Millionen legalen Waffen dürfen nicht nur besessen, sondern ebenso legal transportiert und in Privathaushalten aufbewahrt werden. Wir brauchen in Deutschland keine *National Rifle Association*, um eine *Smith & Wesson* kaufen zu können. Trotz des immer wieder tragisch dokumentierten Risikos. Der islamistische Terrorismus hat in Deutschland keinen einzigen Menschen das Leben gekostet, und Sie haben Grundrechte eingeschränkt und beschnitten und geben unglaubliches Geld aus, um einen aberwitzigen Überwachungsapparat aufrechtzuerhalten. Der Staat muss transparent sein, Herr Minister, nicht seine Bürger."

Karl erntete lauten Applaus.

„Ich verstehe nicht, wie Sie so reden können, Herr Pender. Denken Sie an die vielen Opfer, die der Terrorismus gefordert hat. Dafür darf uns doch nichts zu teuer sein, alles dafür zu tun, diese schrecklichen Untaten zu verhindern. Jedes Opfer ist eines zu viel."

„Auch da gebe ich Ihnen absolut recht. Allerdings erstaunt, dass das tatsächliche Risiko in Deutschland, Opfer eines Terroranschlages zu werden, außerordentlich gering ist, während wir gleichzeitig einen Löwenanteil dieses – nennen wir es Präventionsbudgets – darauf verwenden, unsere Bürger zum Zwecke der Terrorismusabwehr zu überwachen."

„Na doch gerade deshalb, wir können, weil wir wachsam sind, viele Täter dingfest machen und von Folgeanschlägen abhalten."

„Sie glauben, Selbstmordattentätern mit verschärften Ermittlungsroutinen begegnen zu können?"

„Viele Anschläge werden uns doch erst als Anschläge bewusst, weil wir diese neuen Ermittlungsoptionen haben. Denken Sie an das Kölner Stadtarchiv, jahrelang hat man geglaubt, es handele sich um einen Unfall. Erst mit der Bewegungsprofilanalyse konnten wir den Täter fassen ..."

„... ein wirrer Trittbrettfahrer, der zufällig zugegen waren und dann dummes Zeug über die Geschichtslosigkeit von Freiheit gestammelt hat.

Kommen Sie, der war doch gar nicht in der Lage, mal eben einen U-Bahnschacht einstürzen zu lassen."

„... die vermutlich auch mit dem Brand der Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar in Zusammenhang standen, allerdings fehlen uns für die Tatzeit Belege, weil wir damals noch keine Daten erheben konnten."

Karl verzog das Gesicht. Aus dem Publikum kamen vereinzelte Unmutsbekundungen.

„Wir, unsere Gesellschaft, entspricht exakt dem Erwartungsprofil der Terroristen, die die Anschläge im Ausland verübt haben. Erinnern Sie sich an den 11. September. Kaum waren die Opfer bestattet, haben wir nicht nur angefangen, unsere Augentropfen im Flugzeug in blödsinnige Plastiktüten zu verpacken, sondern es wurden ohne richterlichen Beschluss eilig ausgemachte sogenannte Verdächtige verhaftet, die dann als feindliche Kombattanten unter Anwendung des Kriegsrechts nach Guantanamo verfrachtet wurden. Rechtsmittel gab es keine. Und dort wurden dann diese Menschen unter Missachtung aller nationalen und internationalen Menschenrechtsvorstellungen entsetzlich gequält und verhört, im Namen der Freiheit versteht sich. Die westliche Gesellschaft ist unmittelbar eingeknickt, hat ihre so hoch gehaltenen Grundwerte bereitwillig über Bord geworfen und den niederträchtigen Attentätern damit postwendend sogar recht gegeben. Der Westen hält die Menschenrechte hoch, solange es opportun scheint, kaum wird's eng sind auch die schönsten Verfassungen das Papier nicht wert, auf dem sie geschrieben stehen."

„Das war in den USA", erwiderte der Minister ungehalten und schien etwas unkonzentriert.

„Und in genau dieser Geisteshaltung haben Sie gehandelt, als Sie leichtfertig ein Grundrecht nach dem anderen beschnitten haben, angeblich um eine Freiheit zu beschützen, die dadurch schon längst nicht mehr existiert. Wir waren schwach, sehr schwach, Herr Minister, wir haben uns einer Handvoll radikal verblendeter Gewalttäter kampflos hingegeben, indem wir schnellstmöglich unseren freiheitlichen Grundsatz verraten haben, in einem völlig überzogenen Scheingefecht gegen eine Handvoll radikaler Spinner."

Erneut lauter Applaus im Publikum.

„Lieber Herr Pender, Sie verharmlosen die Situation in nicht zu ertragender Art und Weise. Es geht mitnichten um eine Handvoll Spinner, sondern um ein international agierendes Netz von hemmungslosen

Gewalttätern, die es nicht nur auf unsere Freiheit, sondern auf unser Leben abgesehen haben."

„Das Risiko, in Deutschland Opfer eines terroristischen Gewaltaktes zu werden, ist unendlich kleiner, als im Alter von drei Jahren in einem Teich zu ertrinken. Der Aufwand, alle deutschen Wasserstellen mit 80 cm Maschendrahtzaun zu sichern, wäre verschwindend gering gemessen an dem, was Sie zur vermeintlichen Terrorabwehr veranstalten. Warum tun Sie das nicht?" Nachdem der Minister nicht spontan antwortete, setzte Karl nach: „Jedes Opfer ist eines zu viel, Herr Minister, Dreijährige, die schwächsten Mitglieder unserer Gesellschaft. Wo sind die Zäune?"

Die folgenden Sekunden der Sprachlosigkeit machten Karl zu einem prominenten Mann. Die Großaufnahme des zuckenden Ministerauges in der absoluten Stille eines Talkshow-Studios waren tagelang unangefochtene YouTube-Favoriten. In dem Video war die 38er Smith & Wesson nicht zu sehen, deren Jahrzehnte alter Knall dröhnend im Schädel des Ministers hallte. Der Revolver war eine von den Millionen legaler Waffen gewesen, als ein schwer kranker Mann sie aus dem Jagdschrank seines Vaters stahl und daraus die Kugeln abfeuerte, die zunächst den Unterkiefer und dann den Brustkorb durchschlugen. Der Getroffene hatte mit knapper Not überlebt. Er war danach ein anderer gewordenen, in jeder Hinsicht. Das Trauma hatte sein Leben fest im Griff und manchmal ließen sich die Bilder der Erinnerung nicht beherrschen, sie stiegen langsam auf und übernahmen die Kontrolle, er sprach dann nur noch mechanisch und konnte hinter den ohrenbetäubenden Schüssen nicht mehr verstehen, was andere sagten.

Was Karl über Maschendrahtzäune sagte, hatte der Minister schon nicht mehr gehört.

Die Moderatorin räusperte sich und lenkte damit die Kamera auf sich. „Herr Pender, Sie kritisieren den Verlust von Freiheit und beziehen sich damit auf die Gesetze zur Vorratsdatenspeicherung ..."

„... unter anderen, aber vor allem, ja", bestätigte Karl.

„... nun sind diese Gesetze alle vom deutschen Bundestag beschlossen worden, der Bundespräsident hat sie unterschrieben. Sie sind demokratisch legitimiert. Haben die Bürgerinnen und Bürger freiwillig ihre Freiheit aufgegeben, oder wie konnte das passieren?"

„Nein, sicher nicht. Ein großer Teil unserer Bevölkerung hat die Tragweite dieser Gesetzgebung erst viel zu spät oder überhaupt nicht

verstanden. Ein Gesetz, in dem steht, dass der Steuersatz verdoppelt wird, versteht jeder, und es hat keine Chance. Ein Gesetz, in dem steht, dass zur Terroristenabwehr Telefonnummern gespeichert werden sollen, bezieht zunächst niemand auf sich selbst, wer ist schon Terrorist? Es hat ja auch seinerzeit längst nicht jeder die immense Tragweite gesehen, die digitale Daten für unser Leben haben würden. Und die Gesetzeserweiterungen waren immer gut flankiert von spektakulären Fahndungserfolgen, die genau das jeweils nächste Mosaiksteinchen rechtfertigen konnten, bis wir dann auf einmal eine praktisch lückenlose Überwachung hatten."

Der Minister saß weiterhin regungslos in seinem Sessel und schien durch Karl hindurchzusehen. Die Moderatorin beschloss, ihn noch eine Runde auszulassen und fragte Karl: „Aber was genau ist denn jetzt so schrecklich daran, dass meine Telefonnummer gespeichert wird? Warum schränkt das meine Freiheit ein?"

Karl antwortete spontan: „Ihre Telefonnummer mag Ihnen noch nicht so tragisch erscheinen, aber was, wenn es um das Handy des Bekannten eines Bekannten geht, der Ihre Nummer weitergegeben hat, um Ihnen ein Thema für Ihre Sendung vorzuschlagen, und eben dieser Bekannte Ihres Bekannten hat, kurz nachdem er Sie angerufen hat, über sein Handy kinderpornografische Dateien abgerufen und ist dabei gefasst worden. Sie kannten den Mann gar nicht, fanden das Thema abwegig und hatten das Gespräch schnell vergessen, sind aber damit schon in den erweiterten Zielgruppenkreis der Fahndung aufgerückt. Nun lassen Sie es dumm kommen, und der Freund einer alten Schulfreundin, mit der Sie sich nach dem 20-jährigen Abijahrestag ein paar Mal verabredet haben, begeht ein Sexualdelikt. Sie kannten auch diesen Mann nicht, hatten nie Kontakt, wussten vielleicht gar nicht, dass es ihn gibt, aber das wäre der 2. Eintrag in Ihrem Register. Das ist schon nicht mehr ganz unverdächtig und könnte zum Beispiel einen Rechtsstreit mit dem Vater Ihres Kindes um das Sorgerecht für Sie ungünstig beeinflussen. Oder für ihn, wenn ein versierter Anwalt behauptet, Ihr Mann habe mit Ihrem Handy telefoniert. Es geht aber auch schon längst nicht mehr nur um Telefonnummern. Ihr Bewegungsprofil ist leicht aus den GPS-Daten Ihres Mobiltelefons zu ermitteln. Wann Sie wo waren, ist präzise rekonstruierbar. Ob Sie das immer wollen, sei dahin gestellt, aber lassen Sie nun einen Junkie Ihr Handy klauen und in verzweifeltem Beschaffungsnotstand einen Einbruch begehen und den aufgewachten Nachtapotheker dabei versehent-

lich so unglücklich ins Schaufenster stoßen, dass der an einer aufgeschnittenen Halsschlagader verblutet. Dann geht die Fahndung nach Ihnen raus. Das werden Sie aufklären können. Jedenfalls, wenn Sie nicht zum Tatzeitpunkt gerade alleine ferngesehen haben. Aber Ihr Foto mit den beiden höflichen Polizisten, die Sie abholen, geht durch die Boulevardpresse. Und seitdem wir praktisch kaum noch anders als mit personalisierten Geldkarten einkaufen, hinterlassen wir vollständige Listen unseres Konsums. Dass sich aus Blondierungsmitteln und ein paar anderen handelsüblichen Zutaten sehr wirksame Bomben bauen lassen, weiß das BKA natürlich und erfasst vorsorglich schon mal, wer denn eine Bombe gebaut haben könnte. Sie sind schwarzhaarig, da muss Sie das nicht kümmern. Aber wie egal ist es Ihnen, dass Größe und Farbe der von Ihnen gekauften Vibratoren gespeichert werden?“

Karl hatte zunächst von Körbchengröße sprechen wollen, dann aber adrenalinbefeuert den Maximaleffekt des Anzüglichen versucht. Die Moderatorin zeigte Wirkung, verlor ein wenig ihrer professionellen Lockerheit und entgegnete etwas schnodderich: „Na ja, aber das ahnt ja keiner ...“

Vereinzeltes Auflachen im Publikum.

„... ich meine, also, das weiß ja keiner. Die Daten werden ja nicht veröffentlicht“.

Karl lehnte sich zurück, nahm die Hände in den Schoß und erklärte ruhig und betont: „Natürlich sind die Daten nicht öffentlich zugänglich, aber sie sind da. Es gibt sie. Sie sind vorhanden und damit in der Welt. Und alles, was es gibt, schafft Möglichkeiten. Waffen töten Menschen, die ohne diese Waffen nicht getötet worden wären, und Daten schaffen Informationen, die ohne diese Daten nicht entstanden wären. Man mag in der Lage sein, eine bedingte Sicherheit für unbefugte Zugriffe durch unbefugte Dritte zu schaffen, aber wer schützt uns, schützt Sie, davor, dass an sich Befugte unbefugt zugreifen? Vielleicht ist Ihr Nachbar Buchhalter in der Bundeszentrale für Datenintegration und lernt beim Betriebsfest einen jungen Wartungsinformatiker kennen, und beim Glas Wein ist es witzig und man spricht über die Nachbarin, die im Fernsehen ist. Ist ja alles nicht schlimm, niemand kommt wirklich zu Schaden, diese eine Abfrage, zum Spaß, meine Güte, sie wird es nie erfahren. Ihr Nachbar vielleicht schon. Der Gesetzgeber selbst hat bereits 2009, als die erste Verfassungsbeschwerde erhoben wurde, eingeräumt, dass Missbrauch nicht auszuschließen sein wird.“

„Herr Minister, was sagen Sie dazu", wandte sich die Moderatorin an den inzwischen wieder in erzwungener Gelassenheit aufmerksamen Minister.

„Das isch doch Unfug!", entfuhr es ihm. „Es geht doch nicht um lächerlichen Schmuddelkram. Wir haben es hier mit der Bedrohung durch radikale Gewalttäter zu tun, die ..."

„Aber ich bin doch keine Täterin", fiel ihm die Moderatorin ins Wort.

„Aber das können wir doch nicht wissen", rief der Minister nun sehr ereifert.

„Sehr präzise auf den Punkt gebracht, Herr Minister, besser hätte ich das nicht sagen können", stellte Karl fest, ohne seine zurückgelehnte Haltung aufzugeben.

Der Applaus war leise, aber nachhaltig. Der Minister wurde erneut fahrig.

„Ich sag es noch einmal, wir müssen Vorsorge treffen, sonst wird unsere Gesellschaft zu einem Opfer dunkler Mächte. Dieser radikale Datenschutz, den Sie fordern, Herr Pender, das ist der reinste Täterschutz! Ich kann auch die ganze Aufregung überhaupt nicht verstehen, wo ist denn das Problem, wenn Ihre Daten gespeichert werden? So lange Sie nichts zu verbergen haben, kann man doch gar nicht dagegen sein. Dieses Misstrauen gegenüber dem Staat müssen wir einfach überwinden. Es gibt klare Regeln, innerhalb derer die Daten Verwendung finden dürfen, nicht mehr und nicht weniger."

„Wir müssen einfach anerkennen, dass alles, was technisch machbar ist, auch tatsächlich gemacht wird. Das ist nicht radikal, sondern eine oft gemachte Erfahrung. Deshalb wird im Internet Musik getauscht, egal wie hoch Sie das bestrafen. Allein weil es geht, wird es passieren und aus demselben Grund speichern Sie heute unsere Daten, weil es geht. Im 20. Jahrhundert hätten Sie kaum ernsthaft versucht, Fotokopien des gesamten Briefverkehrs anzufertigen und eine halbes Jahr lang hübsch abgeheftet aufzubewahren. Heute geht das leicht, deshalb tun Sie es. Und weil es eben geht, werden verdachtsunabhängig auf Vorrat gespeicherte Daten auch missbraucht werden, allein weil sie da sind, egal wie sehr Sie das reglementieren. Und deshalb darf es die nicht geben. Ich sag es auch noch einmal: nicht der Bürger, der Staat muss transparent sein." Karl beugte sich in seinem Sessel vor und sagte sehr langsam: „Wir müssen für Freiheit sorgen, nicht für das, was Sie Sicherheit nennen. Die Freiheit ist die Grundlage unserer Sicherheit vor Willkür."

„Wohin wird uns das führen, Herr Pender? Was ist Ihre Prognose?“, fragte die Moderatorin.

„Keine gute, fürchte ich. Wir haben bereits heute das Ausmaß an Überwachung übertroffen, das alle totalitären Regimes vor uns kannten. Die digitale Informationstechnologie versetzt unseren Staat heute in einen Zustand des Allwissens, der weder unter Hitler noch unter Stalin möglich war. Auch die penible Aktenführung der Staatssicherheit – schönes Wort übrigens – der DDR kam nicht auch nur in die Nähe der Vollständigkeit, mit der wir heute Informationen über unsere Bürger archivieren. Wenn der Minister hier das mangelnde Vertrauen der Bürger in den Staat bemängelt, so ist das wohl ein guter Grund dafür. Ohnehin ist die Perspektive grundfalsch, nicht der Bürger muss dem Staat vertrauen, umgekehrt verdient der Bürger das Vertrauen des Staates. Das hieß früher Unschuldsvermutung und war ein schwer erkämpfter Grundpfeiler unseres Rechtsstaats, bis die Verdachtsunabhängigkeit salonfähig wurde und der Generalverdacht eingeführt wurde. Die Prognose? Tja, die totalitären Systeme, die wir kennenlernen mussten, waren allesamt von kurzer Dauer, trotz 1000-jährigen Anspruchs. Glücklicherweise. Und dieses Risiko sehe ich auch für uns. Wir haben begonnen, unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung einzutauschen in ein Staatsverständnis, dass von ‚Bürgeropfern‘ spricht, wenn es Grundrechte einschränkt. Das was sich viele von uns Deutschen mit dem Ausruf ‚Wir sind das Volk‘ erkämpft haben, drohen wir dem unseligen deutschen ‚Du bist nichts, dein Volk ist alles!‘ zu opfern. Dabei ist die Freiheit des einzelnen, jedes einzelnen, der entscheidende Quell unserer Leistungsfähigkeit. Von der Anstandsfrage einmal ganz abgesehen, nur wer frei von Gängelung und Willkür denken, reden und arbeiten kann, ist in der Lage zu Leistung und Innovation. Dass einzelne dabei Fehler machen, ist weit weniger schlimm, als ein Zustand in dem jeder gezwungen ist, nach Maßgabe einer Obrigkeit zu handeln. Ich fürchte, wenn wir uns daran nicht wieder erinnern, dann werden wir scheitern. Das Experiment Bundesrepublik würde daran scheitern. Die Halbwertszeit des Totalitären ist gering und sie ist mit der vernetzten Welt weiter gesunken.“

„Was heißt das jetzt konkret für Sie, was raten Sie uns?“

„Wir müssen unseren heftigen Widerspruch artikulieren, wenn eine Regierung von Bürgeropfern spricht und Vertrauen einfordert, das sie selbst nicht entgegenbringt. Wir müssen uns wehren. Wir waren das Volk und wir wollen es wieder sein!“

„Wie sieht das konkret aus? Revolution, Bürgerkrieg?“

„Auf gar keinen Fall! Gewalt gegen Menschen kann Menschen nicht schützen. Ich rufe zu zivilem Ungehorsam auf. Geben Sie so wenig Daten wie möglich preis. Verweigern Sie die Auskunft, wo Sie können. Wo Sie nicht können, machen Sie falsche oder irreführende Angaben. Die Eliten sind aufgefordert, bestehende Datenbanken zu sabotieren, Gewalt gegen Daten ist ein Befreiungsakt, keine Straftat!“

Der Minister beugte sich ruckartig vor. „Es ist einfach ungeheuerlich, was Sie, Herr Pender, hier im öffentlich rechtlichen Fernsehen ...“

„... dem größten Staatsfunk aller Zeiten, weltweit übrigens, 7 Mrd. Euro im Jahr, die DDR hat davon nur träumen ...“, fiel ihm Karl ins Wort.

„... an subversiven Parolen verbreiten, ich fordere die Unterbrechung der Sendung, das ist unverantwortlich, sofort abschalten, sage ich, sperren, sofort sperren!“

Der hochrote Ministerkopf, der im Eifer das schüttere Haar um sich warf, wurde, als Sprayerschablone stilisiert, zu einer Ikone der Freiheitskultur im Netz. Den Effekt hätten weder Scholz noch Friends besser hinbekommen. Die im süddeutschen Idiom gesprochenen Teilsätze „das isch doch alles Unfug“ und „sofort sperren!“ wurden zu Samples verarbeitet, die Remixe beherrschten die Downloadhitlisten.

Dabei war es gar nicht in die Richtung gelaufen, die Karl erwartet hatte. Er war vorbereitet, auf wirtschaftlicher Basis zu diskutieren, und hätte vorrechnen können, welche Unsummen in den Überwachungsapparat investiert wurden. Er hatte auch erwartet, dass der Minister juristisch argumentieren würde und mit den hanebüchenen Theorien von Otto Depenheuer aufwarten würde, die im Ernst den Begriff des Bürgeropfers forderten. Karl hatte sich vorbereitet, den Beleg zu führen, dass Depenheuer in der Tradition von Carl Schmitt stand, der seinerzeit den Nazis die juristische Grundlage bereitet hatte. Nun war es ganz anders gekommen. Der Minister, unbestritten ein brillanter analytischer Kopf, hatte sich hinreißen lassen, Karls Pointen geradezu vorbereitet und schließlich sogar die Fassung verloren. Karls Eitelkeit führte dies auf sein rhetorisches Geschick zurück, von der alten Smith & Wesson wusste er zwar, hatte aber die Nachhaltigkeit ihrer Wirkung nicht erkannt.

## Maria

Maria war 15, wurde bald 16 und sah etwas älter aus. Ihr Vater unterhielt eine gutgehende Zahnarztpraxis im Gaisbühl und war Präsident des Lions-Club Reutlingen. Maria besuchte die zehnte Klasse des Galileo-Galilei-Gymnasiums in der Neueburgstraße. Die Untersekunda, wie ihr Vater beharrlich sagte, hatte sie mit einigen Mühen erreicht. Nicht nur darüber gab es regelmäßige Auseinandersetzungen in ihrem Elternhaus. Ihre Haare waren zu lang, die abgeknabberten Fingernägel zu kurz, genau wie der Rock, das Hemd zu abgerissen, sie kam samstags zu spät nach Hause, stand sonntags zu spät auf und ging montags zu spät zur Schule. Sie fand dagegen die Freunde ihrer Eltern zu spießig, den Tennisclub zu öde, ihre Musik zu krank, den Porsche zu protzig und alles andere, was mit ihren Eltern zu tun hatte, auch irgendwie zu „zu".

Die strengen Regeln, die ihre Eltern ihr auferlegt hatten, hatte sie mit jedem Jahr ihres Lebens ein wenig mehr zu ignorieren gelernt. Wenn ihre Mutter samstagabends um neun in der Tür wartete, war es unerheblich, ob sie um halb zehn oder um halb elf nach Hause kam. Den Stubenarrest hatte sie längst ertragen gelernt oder sie umging ihn mit immer weniger verhohlener Chuzpe. Als sie zum ersten Mal einen Jungen mit nach Hause brachte, hatte ihre Mutter ihn um 19 Uhr nach Hause geschickt. Ohne anzuklopfen kam sie in Marias Zimmer und erklärte kategorisch, die Besuchszeit sei nun vorbei. Ungefähr zur selben Zeit hatte Maria ihrem Vater erklärt, dass sie den Tennisclub, in dessen Vorstand er seit Jahren war, einfach zum Kotzen fand. Jeder kannte jeden, alle wussten alles über alle und vor allem erzählte jeder ihrem Vater immer alles über sie. Das hatte das Verhältnis nachhaltig gestört. Er fühlte seine Fürsorge verkannt, gab er ihr nicht alles, was ein junges Mädchen sich wünschen konnte? Von gelegentlichen Versöhnungsgeschenken wie dem GirlPhone letztes Weihnachten abgesehen, beschränkte er sich auf die wöchentliche Bestandsaufnahme, wann sie wo zu „zu" gewesen war. Als ihre Mutter eines Abends mit einer Liste am Essenstisch saß und auf die Minute genau protokolliert hatte, wann Maria nach Hause gekommen war, hatte sie beschlossen, einfach nicht mehr zuzuhören, wenn ihre Eltern etwas sagten. Auf die gelegentlichen Angebote „klärender Gespräche" ging sie anfangs nur zum Schein und bald darauf gar nicht mehr ein. Sie tat, was sie wollte, kam nach Hause,

wann sie wollte und knallte ihre Tür noch während der Standpauke. Zur Schule ging sie eher, um ihre Freundinnen zu treffen und die Jungs aus den Stufen über ihr.

Ihren Eltern hatte sie erzählt, sie fahre mit einer Freundin für ein paar Tage zum Zelten an den Bodensee. Was dann war, war ihr egal. Die Fahrkarte nach Berlin bezahlte sie von ihrem aufgelösten Konfirmationssparbuch, es blieb noch ein ganz gutes „Startkapital", wie sie es nannte. Sie wollte weg, weit weg, und zwar allein. Endlich das richtige Leben kennenlernen, sehen, was in der Welt wirklich passiert.

Maria liebte es, stundenlang durch die Stadt zu laufen. Ab vier Uhr nachmittags spazierte sie durch immer neue Bezirke, erkundete Straßen, die aussahen wie im Vorabendfernsehen, und traf täglich neue Leute. Sie war durchaus erleichtert, als sie ihre Tage kommen fühlte. Yosh war nicht ihr erster Typ, aber mit ihm war es ganz anders, viel erwachsener irgendwie. Und da waren sie nicht immer so ganz konsequent mit der Verhütung. Die blöden Tütchen fand sie genauso abturnend wie er, und mehr als einmal hatte sie sich darauf eingelassen, dass er aufpassen werde. Er ließ ohnehin keinen Widerspruch zu, befahl ihr deutlich, was er wollte, und hielt sie manchmal fest, dass es weh tat. Sie schlief mal bei ihm, mal bei irgendeinem anderen, der gerade ein Bett frei hatte.

Neulich nach der Party waren sie noch in seinem Auto in das kleine Wäldchen vor dem Müggelsee gefahren. Die Musik lief über das iPhone aus den Autolautsprechern noch über ein Kabel, das Yosh hütete wie seinen Augapfel, weil man diese alten Klinkenstecker kaum noch bekam. Er zog die Flasche Wein hinter dem Sitz hervor, die Maria aus dem Keller ihres Vaters hatte mitgehen lassen und zur „Feier des Tages" – sie kannten sich schon über einen Monat – mitgebracht hatte. „Erstes Gewächs, hm, muss irgendwie frühreif sein", rätselte Yosh, während er in den staubig klebrigen Plastikbecher eingoss. „Rotwein wär mir lieber gewesen", hatte er noch gesagt, dann die Flasche aber rasch und fast allein geleert. Maria war schon von den vier Mädchenbieren auf der Party ziemlich gut gelaunt, das bisschen Riesling „vom Diel" – wie sie ihren Vater sagen hörte, während er die Flasche auf die maximale Armlänge vor seine Augen halten und dabei erwartungsfroh die Augenbrauen heben würde – brachte sie nun richtig in Stimmung. Yosh war schon ein toller Typ. Wie er mit seinen starken Händen das alte Lenkrad anfasste und die routinierten Bewegungen, mit denen er schaltete und den

Blinker setzte, fand sie ungeheuer souverän. Er war so groß und so stark, die langen Wuschelhaare mochten nicht gerade trendy sein, aber sie fand es toll, dass er sich nichts daraus machte. Er roch nach Mann, nach richtigem Mann. Nicht wie die kleinen Jungs ihres Alters. Als er zum letzten Becher Riesling aus seinem ledernen Tabaksbeutel ein Piece fischte, war es für Maria wie in einer Filmszene. Yosh war irgendwie alles, was sie immer sein wollte, so frei, so unabhängig, es war ihm egal was andere machten und über ihn dachten, er machte seins. Maria wusste, dass sie so nie würde sein können, aber sie genoss es, dabei zu sein, wenn er so war. Wie die meisten ihrer Freundinnen kannte sie die einschlägigen Videos auf YouPorn. Die ganzen Oralszenen hatten sie anfangs sehr abgestoßen, mit der Zeit wurden sie ihr seltsam egal. Es war üblich, dass auf allen möglichen Partys früher in Reutlingen irgendwelche iPhones rumgingen, auf denen die gerade neuesten Filmchen liefen. Dass in den Videos, die sie mit Yosh ansehen musste, die Mädchen alle deutlich diesseits der Volljährigkeit waren, fand sie abstoßend, aber traute sich nicht, das zu sagen. Je jünger, desto verbotener, desto cooler, dachte sie und war sicher, Yosh hatte das Zeug nur deshalb auf seinem Handy. Dass er sie mit seinem Handy filmte, wie sie sich an ihm zu schaffen machte, fand sie anfangs aufregend, dann war es schnell nur noch eine blöde Marotte. In Reutlingen waren es immer die amateurhaften Nummern mit der Nachbarin, die wie Fahrstuhlmusik in der Runde vor sich hin plätscherten. Als richtig cooles Mädchen konnte man unmöglich nicht hingucken. Am besten kam es, wenn man interessiert zuschaute und nachher kritisch anmerken konnte, dass die „Titten aber nicht gut gemacht waren und wie Treckerschläuche“ aussahen, oder dass man so viel Sperma aber noch nie in echt gesehen habe, keine Ahnung, wie die das machen. Gar nicht gingen die voll peinlichen Einwände über wahre Liebe und so, die die Konfirmationsschülerinnen im Deutsch-LK früher zu Käthe, Lene und Botho brachten. Irrungen und Wirrungen, hin oder her, das hier war das wahre Leben, und sie empfand weder Abscheu noch hatte sie besonderen Spaß daran, als sie sich über Yoshs Schoß beugte und in den Atempausen ihr YouPorn-Vokabular abspulte. Es gehörte einfach dazu, war Teil des Rituals, auf das sie sich eingelassen hatte. Yosh dankte es ihr mit anerkennendem Zuspruch bei der Tüte danach. „Du bist ganz schön drauf für dein Alter!“ Das war das tollste, das man ihr sagen konnte, das Yosh ihr sagen konnte, der fast 20 Jahre älter war und schon so viel erlebt hatte. Dass er

sie dann bat, ihm ihr Handy fürs Zigarettenholen auszuborgen – „Scheiße, wieder vergessen, Geld aufs Handy zu laden“ – empfand sie als Adelsschlag, sie wurde ernstgenommen, zu zweit unter gleichen, klar konnte man da mal ’ne Runde Kippen spendieren. Sie hatte ja noch über 50 Euro von dem Guthaben, das ihr Vater ihr damals auf das GirlPhone geladen hatte. Außerdem war sie stolz auf den kleinen Agebreak, mit dem der aknegeplagte Mitschüler, der so in sie verknallt war, den Altersnachweis ihres Handys auf 19 programmiert hatte.

Maria hatte gehört, dass es für das GuyPhone eine App geben solle, die die Menstruationszyklen der weiblichen Kontakte verwaltet. Angeblich wurden die Daten über ein Benutzerforum synchronisiert, so dass im Display ein roter Klecks über den Adresseinträgen aller Mädchen auftauchte, die gerade menstruierten, und ein Stoppschild, wenn sie ihre fruchtbaren Tage hatten. Das fand Maria degoutant (das Wort gefiel ihr) und war sicher, dass Yosh diese App, sollte es die überhaupt geben, nie runterladen würde.

Sie hatte Yosh eine MMS mit einem kurzen Clip geschickt, den sie schon vor ein paar Tagen aufgenommen hatte. Sie trug ein Trägerhemdchen darauf und hatte ein Weinglas mit Wasser in der Hand, während sie langsam und betont erklärte, dass Yosh der geilste Mann sei, den es geben könne, und er nur vorbeikommen müsse, um seine Belohnung abzuholen. Dabei rollte sie das Hemdchen langsam hoch, bis knapp unter ihren Brustwarzen das neue neongrüne Nippelpiercing aufleuchtete. Yosh simste erst zwei Stunden später zurück, dass er, leider, in eine Besprechung müsse, ein großes Projekt, sie wisse schon, und schön, dass sie das verstehe.

Maria seufzte. Schade, aber so war es nun mal mit richtigen Männern, immer irgendwelche Projekte, nie Zeit.

Sie beschloss, den Abend allein zu genießen, Yosh war toll, aber der Abend jung und die Welt voller neuer Dinge. Sie nahm ihren Rucksack und verließ die WG in der Kreuzbergstraße. Auf dem Weg nach Norden verlor sie die Orientierung, irgendwo in Mitte traf sie dann diesen total süßen Typen mit den schwarzen Haaren.

Im zweiten Stock des Landeskriminalamtes am Tempelhofer Damm saßen sich Kriminalhauptkommissar Maik Müller und sein Kollege Thilo Wieshaupt an einem mit Buchenholzimitat beschichteten Schreibtisch gegenüber. Angegilbte Raufaser, davor ein ausladender Gummi-

baum. Das schmutzige Fenster zum Tempelhofer Damm ließ sich nur unter Gewaltanwendung öffnen, aber selbst dann war der Blick auf die drei nach Westen weisenden Betontrassen der Hungerhake verstellt. Der Westflügel des einst größten zusammenhängenden Bauwerks der Welt stand in der Blickachse.

„Ditte? Dit iss'n füffzennjährschijes Mädschen aussem Süddeutschen!?", stutzte Wieshaupt, als er das Ergebnis der Zielpersonenanalyse auf dem Bildschirm hatte. Müller erhob sich und ging um den Schreibtisch herum. Das Ergebnis war ungewohnt eindeutig. Oft lieferten diese neuerdings vorgeschriebenen Match-Abfragen Hunderte von Verbindungen, die sich nur mühsam auf einen ernsthaft verfolgbaren Verdächtigenkreis reduzieren ließen. Hier gab es genau einen Datensatz, aus dem hervorging, wer die sicher gestellte Zigarettenmarke im fraglichen Zeitraum gekauft hatte, wessen Bewegungsprofil zum Tatzeitpunkt auf Anwesenheit am Tatort schließen ließ und wessen Googlesuchen ins Raster passten. Ganz genau konnte man den Standort zwar nicht bestimmen, aber jedenfalls war der Zigarettenkäufer in einem Umkreis von etwa 500 Metern gewesen, als die 13-jährige vergewaltigt worden war. Die Google-Suchabfragebegriffe konnten sie nicht einsehen, sondern bekamen nur die Klassifikation „sexuell motivierte Suchbegriffe", die eine Sonderabteilung im BKA katalogisiert hatte. Wohl um allzu akribische Datenbankrecherchen der Ermittler zu unterbinden.

„Ditt issn Bewegungsprofil und ditt passt", sagte Müller im in der Routine geschliffenen Eifer einer 20-jährigen Ermittlerkarriere.

„Kriegst du die aktuellen Positionsdaten online?", fragte er.

„Nu gloar." Nach wenigen Klicks hatte Wieshaupt die online gestellten GPS-Daten des Zielhandys in Google Maps dargestellt. Das Handy war zusätzlich in drei verfügbaren W-LANs dargestellt, die Position damit auf knappe fünf Meter genau ermittelt.

„Zugriff!", befahl Müller und die beiden Kollegen rückten mit zwei Fahrzeugen und acht Einsatzkräften aus.

Maria war aufgewacht und fand sich allein in der kleinen Wohnung. Sie fröstelte, der Regen dröhnte gegen die alten Fenster. Der alte Ölofen war kalt, in der Küche standen benutzte Gläser und der halb mit abgestandenem Kaffee gefüllte Jamaikabecher. Sie fand eine halbleere Plastikdose Leberwurst im Kühlschrank und eine Packung Toast, dessen oben liegende Scheibe zwei centgroße Schimmelflecken hatte. Sie nahm die

zweite, strich den Rest der Leberwurst darauf und hatte die Stulle im Mund, als sie die Tür öffnete. Es ging alles sehr schnell, das drohende Poltern an der Tür, kein Klingeln, der Hausflur voller Polizisten, mit Brustpanzerung, Gesichtsschutz und Waffen im Anschlag.

Maik Müller war vor 3 Jahren bei einem Zugriff lebensgefährlich verletzt worden. Ein – entgegen des Vorbehalts des Zweitgutachters – aus der Sicherungsverwahrung entlassener Attentäter hatte einen aus zwei Kleiderbügeln selbst gebastelten Schnappzünder zwischen den Zähnen. Er hatte gedroht, das Paul-Löbe-Haus in die Luft zu sprengen und sich mit einem Dynamitgürtel im Foyer verschanzt. Müller hatte die Akte zuvor eingesehen, der Kerl war ein Poser, ein Spinner, der vor Jahren mit Altpapier und einem Wecker gefüllte Koffer in der Kölner U-Bahn platziert hatte und nach dem Einsturz des Stadtarchivs wirre Selbstbezichtigungsschreiben verfasst hatte. Die stümperhafte Konstruktion zwischen seinen Zähnen hielt er für eine Attrappe, als er den Zugriff befahl und selbst zuerst auf ihn zuging. Die Bombe explodierte, als er keine zehn Meter vor ihm stand.

Neongrün lackierte, abgekaute Fingernägel auf blasser Haut. Maria hatte geschrien, als sie die Vermummten durch die Tür stürmen sah, das Brot war ihr dabei aus dem Mund gefallen.

Sie hatte, noch in Reutlingen mit ihren Freundinnen nach „scharfen Jungs“ und, als das nach 3 Mädchenbieren zu langweilig wurde, und die Schülerinnen sich untereinander mit Albernheiten überbieten wollten, nach „kleinen Pimmeln“ gegoogelt.

Yosh, der eigentlich Eberhard hieß, verdiente sich ein „Zubrot“, wie er sagte, indem er immer neue Amateurvideos mit möglichst jungen Mädchen an diesen dicklichen Typen verscheuerte, der ständig schwitzte. Der Dicke steckte sich die Zigarette, die er von Yosh geschnorrt hatte, hinter das linke Ohr. „Für später“, sagte er, als er mit den verwackelten Oralszenen von Maria auf dem schmalen Waldweg verschwand.

## Marktführer

Gut eine Million Bajuwaren in einer Stadt, ein knappes Prozent davon gleichzeitig im selben Biergarten. Bierbäuchigkeit ging ihn nichts an. M. hatte Max auf einer Entwicklerkonferenz vor Jahren kennengelernt. Max erzählte von seinem Projekt bei weißem Bier und weißen Würsten. M. trank Wasser. Max war mittelbar beteiligt an der Entwicklung des sogenannten Bayerntrojaners, mit dem der Freistaat sich zum „Marktfüher im Bereich Innere Sicherheit" gemacht hatte, wie der bayerische Innenminister das nannte. Max hatte damals als externer Berater des Entwicklerteams an einem neuralgischen Punkt den Algorithmus entscheidend verbessert. Zwar durften Ermittler im Freistaat sogar legal in Wohnungen von Verdächtigen und von Personen aus deren Umkreis eindringen, um die Software auf deren Rechner zu installieren, die dann unbemerkt Daten an die Behörden lieferte, aber die Verheimlichung dieser Einbrüche fiel schwer und stellte damit den Fahndungserfolg in Frage. Davon ganz abgesehen, fand Max das Vorgehen einfach nicht stilsicher. Das Aufbrechen von Wohnungstüren im digitalen Zeitalter geradezu anachronistisch, das müsse auch eleganter gehen. Sein pfiffiger Ansatz für eine Einschleusungsroutine brachte ihm neben der Anerkennung des Entwicklerteams eine sehr nennenswerte Summe ein, die ihn für einige Jahren von den Niederungen des Broterwerbs freistellte. Dazu ein umfangreiches Vertragswerk mit weitgehenden Verschwiegenheitserklärungen und drakonischen Sanktionsandrohungen für den Fall der Zuwiderhandlung. Auch das empfand Max als schlechten Stil. Er war Ästhet, Brachiales war ihm zuwider. Wahre Schönheit lag in der Einfachheit der Rekursion, Komplexität ergab sich aus Schleifen. So sprach Max denn auch von „seinem Werk", als dessen Exposition er den Bayerntrojaner sah. In der Durchführung war er weit vorangeschritten. Ob die Reprise ihn in den Knast oder an den Strand von Ko Samui führen würde, war dabei nicht von Belang. Es ging um die Kunst. M. verstand Bahnhof und sagte etwas von böhmischen Dörfern.

„Die kopernikanische Wende, mein Lieber, sie steht kurz bevor. Ein Meilenstein!"

„Ja, nee, iss klar." M. ging Maxens Gefasel auf die Nerven.

„Die Mittel der Erkenntnis, wir wenden sie jetzt an auf das Erkennen selbst. Die Bedingungen der Möglichkeit sind erfüllt. Bezahlt vom Freistaat Bayern."

M. dämmerte es nur langsam. „Jetzt mal Klartext!“, befahl er.

„Dieses wundervolle Stück Software hätte ich natürlich auch alleine schreiben können. Aber die zauberhafte Testumgebung, die konnte nur der Staat bereitstellen.“

Max beugte sich vor und lächelte dandyhaft, als er erklärte: „Wir haben damals meine Einschleusungsroutine an allen gängigen Sicherungssystemen ausprobiert. Als die überwunden waren, schlug der Entwicklungsleiter vor zu gucken, wie die Hochsicherheitssysteme der landeseigenen Datenzentralen mit dem Einschleusungsversuch umgehen würden.“

„Und was ist passiert?“, nun war M. interessiert.

„Keins hat angeschlagen.“

„Und dann?“

„Hab ich eine Prämie gekriegt. Gute Arbeit, hat der Staatssekretär gesagt, sehr gute Arbeit. Fand ich übrigens auch.“

„Und du glaubst, die hätten das nicht gefixt? Die lassen doch kein bekanntes Datentor offen.“

„Selbstverständlich sind die Sicherungssysteme schleunigst – und sehr sachverständig – angepasst worden. War ganz schön teuer. Aber natürlich brauchte man dafür den besten Mann.“

Max lag ein breites Grinsen im Gesicht, das M. erst langsam zu deuten wusste

„Du Schelm“, lachte er schließlich zischend.

„Ich bitte dich, mein Lieber, es geht um die Kunst.“

Der Zug fuhr der leuchtenden Spätnachmittagssonne entgegen, die sich über den blühenden Landschaften Oberbayerns langsam senkte. Max hatte in seiner künstlerischen Selbstverliebtheit nicht gefragt, woran M. arbeitete. Das war gut so. Gut eine halbe Stunde später stieg M. an dem vertrauten Bahnhof seiner Studienzeit aus. Es hatte sich nicht viel verändert, das Rathaus stand seit 400 Jahren am selben Ort. Inzwischen gab es Dönerbuden, doppelt so teuer wie in Berlin, aber immerhin. M. ging ein gutes Stück zu Fuß, bevor er ein Taxi fand, dass ihn zu den Kiesbänken am Fluss brachte.

Es dämmerte bereits, als M., den Geruch von Lagerfeuer in der abgestoßenen schwarzen Lederjacke, eine lauwarme Cola aus seinem klammen Laptoprucksack fischte. Nach dem Frühstück schlug er sich durch das Buschwerk zur neugebauten Zubringerstraße. Ein – wider Erwarten

– tatsächlich auf sein Winken anhaltendes Taxi hatte eben einen Geschäftsreisenden zur Frühmaschine nach Berlin gebracht und war auf dem Weg zurück in die Stadt. „Gutes Timing“, sagte M., als er die Tür zuschlug und sich einen trockenen Zweig aus den Haaren zog. Den Bus hinter der Abfertigungshalle gab es immer noch, in den man hinten ein und vorne vor dem Flugzeug wieder ausstieg, ohne dass der Bus gefahren wäre. Vier Plätze der 12-sitzigen Maschine waren besetzt, ein Drahtkorb mit Butterbrezen wurde von Gang zu Gang geschoben.

Sie waren nur zu siebt gewesen. Eine bunte Mischung aus allen Facetten der Entwicklungswege eines Informatikjahrganges. In der Summe gab es vier Ehen, zwei davon bestanden noch, fünf Kinder, darunter ein Zwillingspaar, zweieiig, und ein 30l-Fass Hasenbräu. Von Strandvillen, Privatflugzeugen und Sportyachten war nicht die Rede, aber die Frau eines Berufsschullehrers hielt zwei Pferde. Immerhin. V. berichtete zurückhaltend von seiner Familie und dem „Eigenheim“, das er „in der Vorstadt“ gekauft habe. Die Suppe war grauenhaft, wie früher. Die eigens für den rustikalen Anlass besorgte Jeans trug ein metallenes Armanilogo auf der Tasche. V.s weißes Hemd hatte schwarze Rußsprenkel von dem lodernden Suppenfeuer bekommen. Es brauchte eine Menge warmen Bieres, bis das Fremdeln gegenüber dem Karrierekommilitonen aus Berlin der alten Vertrautheit zu weichen begann. V. stellte überrascht fest, dass auch M. nach Berlin gegangen war. Dass V. dort seinen Dienstsitz hatte, wussten alle anderen natürlich, sie hatten – je nach eigener Verortung – V.s Karriere mit Stolz auf den alten Freund oder mit Spott über seine Abtrünnigkeit verfolgt. V. beantwortete die Fragen nach seinem Job ausweichend mit gequälten Beschwerden über die Schwerfälligkeit einer Behörde, über die unerträglich starren Dienstvorschriften und die schiere Unmöglichkeit, wenigstens einen anständigen Kaffeeautomaten in der ZENTRALE aufzustellen. Mit Daten habe er schon lange praktisch gar nicht mehr zu tun, er arbeite eigentlich nur noch verwaltend, log er. Und das Gehalt, „mein Gott ja“, das sei schon nicht schlecht, aber es sei eben auch nicht alles Gold, was glänzt. Auch wenn V. und M. bald anfingen, alte Geschichten aus der Zeit, als die *Datenschleuder* noch gedruckt wurde, zu erzählen, wurden sie nicht wirklich warm miteinander. Als die ersten Kommilitonen das Angebot der pferdehaltenden Ehefrau angenommen hatten, die sich zum Fahrdienst hatte einteilen lassen, verabschiedete auch V. sich mit Verweis auf einen frühen Termin am nächs-

ten Tag. M. sah den Verbliebenen belustigt bei der Restleerung des warmen Fässchens zu, bis er feststellte, dass es sich für die wenigen verbliebenen Stunden nicht mehr lohne, ein Bett zu suchen, und im Böschungsbewuchs verschwand.

Die Datenbewegungen der letzten Wochen setzten sich mit V. zunehmend beunruhigender Gleichmäßigkeit fort. Jeder Einzelfall wäre kein Grund zur Sorge gewesen, aber die Aneinanderreihung der Vorfälle führte dazu, dass V. eine Sonderermittlungsgruppe bildete. Diese würde zwar kaum in der Lage sein, dass Problem technisch zu klären, aber möglicherweise war es doch ein – vielleicht auch harmlos zu erklärendes – Einwirken von außen. Neben den üblichen Versuchen wurde tatsächlich ein beharrliches Anklopfen registriert, dass zu immer derselben Zeit immer wieder gegen die 1. Instanz prallte und zurückgewiesen wurde. Solche Angriffsversuche wurden ob ihrer Harmlosigkeit in der Regel nicht einmal protokolliert. Eher durch Zufall hatte ein Sachbearbeiter die Regelmäßigkeit bemerkt und dann versucht, die Herkunfts-IP zu identifizieren. Als dies nicht gelang, setzte er die Maschinerie in Gang. Eine nicht identifizierbare IP hatte klar den pubertären Hobbyhackercharme verloren. Es war längst nicht mehr einfach, ein anonymes Handy freizuschalten, und schwarze IPs waren praktisch unmöglich. Wer das also konnte, musste ernst genommen werden, auch wenn er in tumber Beharrlichkeit mit dem Kopf gegen die erste Mauer zu rennen schien. Der Ermittler fand einen Querverweis zu der IP-Adresse. Dieser half zwar nicht, den Halter zu identifizieren, aber immerhin konnte er ihr eine – ebenfalls illegale – anonyme Handynummer zuordnen. Der Täter – das war er spätestens seit der schwarzen IP – hatte in vergleichbarer Art und Weise IP und Handy anonymisiert. Über den Eingaberhythmus der tippenden Finger der jeweiligen PINs hatte er ein ungewöhnliches Muster hinterlassen, das über eine neue Trojanersoftware erfasst worden war. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ließ sich darauf schließen, dass Handy-PIN und Freischaltcode der IP von derselben Person getippt worden waren.

„Na schön, wir haben eine anonyme IP, die vor unsere Stadtmauer rennt, und eine vermutlich dazu gehörende ebenso anonyme Handynummer“, stelle V. fest. „Wo sehen Sie den Zusammenhang mit den Datenbewegungen?“

Der Kollege, der die Sondergruppe leitete, erklärte, dass er keine Kausalität herstellen könne, es aber einen zeitlichen Zusammenhang

gebe, der nicht zufällig sein könne. Zwei Stunden, nachdem die anonyme IP zum ersten Mal gegen die Stadtmauer gerannt sei, habe die erste Datenbewegung zwischen der 2. und 3. Instanz stattgefunden. Er habe die Protokolldaten verglichen und festgestellt, dass zwar nicht nach jedem Anlauf der IP auch die Datenbewegung einsetzte, aber doch jedenfalls umgekehrt keine einzige Datenbewegung stattgefunden habe, ohne dass innerhalb der vorhergehenden 60 bis 180 Minuten die IP an der Stadtmauer war.

Nein, das klang nicht nach einem Zufall. V. war alarmiert. Er verstärkte die Sondergruppe, die er kurzerhand auf den Namen „Störtebeker“ getauft hatte, um weitere fünf Ermittler, die er instruierte, nun mit aller Macht die Identifikation von IP und Handy voranzutreiben. Nachdem der Gruppenleiter dies bereits vorauseilend, aber erfolglos getan hatte, schien es, als habe Störtebeker davon Wind bekommen. Jedenfalls war es fortan eine andere, ebenso anonyme IP, die anklopfte, und das Handy sendete keine Daten mehr. Die letzten Sekunden hatte es Impulse geschickt, die sich auf einen Punkt in der Spree, etwa 5 Meter südlich der Museumsbrücke lokalisieren ließen. Es war völlig unklar, wie Störtebeker von dem Lokalisierungsversuch erfahren haben konnte, aber an Zufall mochte niemand glauben.

Das Analyseprogramm aus der Georeferenz war inzwischen erweitert worden um die von V. geforderten verbesserten Auswertungsoptionen für Kontakte 2. und 3. Grades. Die Kollegen hatten scherzhaft die Diensthandynummer des jeweiligen Anwenders als Standardzielperson angelegt. So startete das Programm mit wirren weißen Schlangenlinien quer durch Deutschland, als V. es aufrief. Die letzten drei Monate waren vorgegeben. Seine Linie bildete wirre Knäuel in Berlins Mitte, einen dicken Strang zwischen der Wilhelmstraße und dem Grunewald. V. erkannte die letzte Hide-away-Reise mit Fida, zoomte in den Abendspaziergang, der an der kleinen romantischen Brücke vor dem Hotel endete, auf der sie sich geküsst hatten wie Teenager. Er sah die Dienstreisen nach Wiesbaden und Pullach und auch den kleinen Haken, den die Linie schlug, als er mit seinen Kommilitonen am Flussbett warmes Bier getrunken hatte. Die schwarze Linie der anonymen Handynummer war ähnlich dynamisch, kreuz und quer durch Deutschland, dicke Knäuel in Berlin, kurz in München, dann offenbar Provinzurlaub nach Westen. Es war müßig, das Gerät lag auf dem Spreegrund, sein Eigentümer hatte längst Ersatz gefunden.

V. hasste den Paternoster. Er starrte auf eine Kritzelei in dem dunklen Holz, während er langsam nach unten fuhr. Gerade als er aussteigen wollte, kam ihm der Gedanke. Er blieb in der Kabine stehen, machte den Richtungswechsel am unteren Wendepunkt mit und fuhr geradewegs wieder in sein Büro. Er tippte nervös mit dem Finger auf die Tischplatte, während sein Rechner unendlich langsam hochfuhr. Ja, das war es, er hatte recht! Der kleine Haken, den seine Linie beim Suppenessen geschlagen hatte, fand sich auch in dem Verlauf der schwarzen Linie! Die beiden Zielpersonen, Störtebeker und er selbst, waren schnell gematcht, kein Zweifel mehr, Störtebeker war beim Suppenessen dabei. Er hatte die Kiesbank gegen halb sechs in der Früh verlassen und war mit der Frühmaschine nach Berlin geflogen.

## In god we trust?

Lucy hatte längst aufgehört, an den Sonntagen mit ihren Eltern spazieren zu gehen. Als Fida jedoch erzählte, John und Helen seien zu Besuch in Berlin, und sie wollen sich zu einem Spaziergang durch Mitte treffen, war Lucy gern dabei. Die Gäste aus Amerika waren entfernte Verwandte ihrer Mutter. Lucy hatte sie im vergangenen Sommer in den USA besucht und war hingerissen, von dem, was sie ihren Schulfreundinnen über den „american way of life" erzählen konnte. Seither schrieben sie gelegentlich E-Mails und selbstverständlich ging Lucy mit. V.s Stadtführungen hatten sie ihre gesamte Kindheit hindurch geplagt. Irgendwann hatte sie festgestellt, dass es viel einfacher war, sich zu merken, dass der Typ, der vor 200 Jahren das Schauspielhaus gebaut hatte, Schinkel hieß, als sich V.s stetes Genöle über ihr jugendliches Desinteresse anzuhören. Außerdem fand sie, dass der gar nicht schlecht ausgesehen hat mit der kecken Haartolle auf einer Gedenktafel. „Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleib im Dunkel unerfahren, mag von Tag zu Tage leben." war der Spruch ihrer Kindheit. Mit dem ganzen Preußenprotz hatte V. es besonders, so uncool Lucy das sonst fand, war sie doch heute stolz, John und Helen in leidlichem Englisch die „basic facts" über „old prussia" aufsagen zu können. So erklärte sie Unter den Linden vor dem Reiterstandbild, dass der Alte Fritz – wie sie ihn kokett nannte – wohl auch ein großer Feldherr gewesen sein mag, die Abschaffung der Folter in Preußen aber für sie seine wichtigste Leistung war. Auf dem Bebelplatz ließ sie die Gäste durch das gläserne Guckloch in die leeren, weißen Regale unter der Erde schauen. Dass sei ein wichtiges Denkmal, erklärte Lucy sehr ernst. Hier auf diesem Platz haben die Nazis einst Bücher verbrannt, und man habe ja schnell erfahren müssen, welche schrecklichen Entwicklungen sich daraus ergaben. Den Zugang zur Information zu erschweren, das sei der Anfang vom Ende, hörte sie sich selbst sehr altklug sagen. John war der Typ Amerikaner, den Hollywood ausgelassen hatte. Er war feinsinnig und reflektiert. Dennoch unterließ er es nicht, V. überschwänglich zu seiner großen Tochter zu gratulieren, er könne wirklich stolz auf sie sein.

„Ja, ja", erwiderte V. und strich ihr über die Schulter. „Sie wird wirklich erwachsen, unsere kleine Lucy. Sie fängt an Dinge zu tun, obwohl ihre Eltern nichts dagegen haben."

Fida hatte einen Tisch im Entrecote in der Schützenstraße reserviert. Sie hatten ihren Gästen von der Estragonsauce vorgeschwärmt, und V. dozierte über den fruchtigen, leichten Saumur Champigny, der sie – obschon rot, ein reiner Cabernet franc – gekühlt erwarten würde. Auf dem Weg vom Gendarmenmarkt die Friedrichstraße runter kamen sie an der Ecke Kronenstraße an dem schmucklosen Schild vorbei, das an die Barrikade erinnerte, die dort 1848 errichtet worden war. Helen, die längst genug hatte, verzog gelangweilt das Gesicht, als John ansetzte nach der Bedeutung der Tafel zu fragen. Lucy erinnerte sich an den Begriff der Märzrevolution und wusste, dass es um Pressefreiheit und Bürgerrechte ging, und dass dem Volk lange eine Verfassung versprochen war, die nun endlich kommen sollte. V. ergänzte in höflich gemeintem Bezug auf die Herkunft seiner Gäste, dass all dies freilich zu einer Zeit geschehen sei, als in den USA längst eine Verfassung die Bürgerrechte garantierte, und dass diese älteste noch bestehende Verfassung ein Inbegriff der Freiheit für die ganze Welt sei. John ließ die Floskel vom stolzen Amerikaner aus und antwortete, dass unter Geltung dieser großartigen Verfassung allerdings rund 80 Jahre lang Millionen von verschleppten Afrikanern unter unmenschlichen Bedingungen als Sklaven gehalten wurden, deren Nachfahren noch weit bis in die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts um ihre Bürgerrechte kämpfen mussten. „Und heute werden sogenannte Verdächtige als feindliche Kombattanten gefoltert unter dieser Verfassung", fügte John resigniert den Kopf schüttelnd hinzu. „Eine Verfassung ist nur ein Stück Papier, Recht entsteht durch das, was wir daraus machen."

## Ganz sicher

Es war nicht geplant. Der Nachmittag hatte sich zufällig ergeben. V. war sonst nie allein zu Hause. Nach dem Gespräch mit Fida hatte er nicht zur Normalität zurückgefunden. Er hatte es nicht fertig gebracht, ihr von seinem Verdacht, seinen Nachforschungen zu erzählen. Es hatte sich einfach keine Gelegenheit ergeben. Er fühlte sich dauernd elend, gab die Belastung in der ZENTRALE als Vorwand an, und es blieb etwas Fremdes zwischen Fida und ihm.

Sie würde nichts dagegen haben, schließlich hatte sich ja alles längst geklärt, und sie hatte nichts zu verbergen, es war nur für seine letzte Sicherheit. Und damit ja auch in ihrem Sinne, dass er wieder volles Vertrauen zu ihr fassen konnte.

Fida hatte Besuch von ihrer Schwester, die ihre kleine Tochter mitgebracht hatte. Lisa war gerade drei geworden und lief begeistert durch den Garten in der Waldmeisterstraße. Der Pfarrer hatte damals eingelenkt, als V. trotz falscher Konfessionszugehörigkeit Patenonkel werden sollte. V. mochte den Gedanken, für den kleinen Wurm in dem weißen Kleidchen verantwortlich zu sein. Nicht wie für Lucy, seine eigene Tochter, aber doch im Falle eines Falles würde er da sein und Sorge tragen, als Backup-Lösung sozusagen, auf ihn konnte man sich verlassen, das wussten alle.

Die Damen wollten auf einen Kaffee zum Roseneck. „Können wir dir die kleine Maus hierlassen?“, fragte Fida, als sie ihn aus seinem Arbeitszimmer in den Garten gerufen hatte. „Sie spielt so schön in Lucys altem Sandkasten. Vielleicht könntet ihr beiden eine große Burg bauen“, bezog sie die eifrig nickende Lisa mit ein. V. saß eine Weile auf der morschen Holzschalung neben dem Sandkasten. Lisa schaufelte mit Inbrunst Eierpampe aus dem kleinen Eimer, den V. aus dem Pool mit Wasser gefüllt hatte. Sie war so völlig selbstvergessen mit ihren Förmchen und dem herrlichem Matsch, dass sie kaum zuhörte, als V. ihr erzählte, er müsse nur mal schnell zur Toilette und sei ganz bestimmt gleich wieder da.

V. fing mit den Schubladen in Fidas Kommode an. Klar, dachte er, es gibt keine SMS, keine E-Mails und kaum Telefonate, er suchte nach Postkarten mit Kugelschreiberschnörkel unter der Handschrift. Die Geschichte war einfach ein bisschen zu glatt, hatte er sich immer wieder gesagt. Wahrscheinlich stimmte sie, aber er war einfach nicht der Typ für

„wahrscheinlich“, er wollte nur schnell ganz sicher gehen, dann würde alles wieder, wie es vorher gewesen war. In ihren Schuhen fand er Spuren von Sand, die er sich nicht erklären konnte (Ostsee, heimlicher Trip?) und moosgrüne Einlagen, die er noch nie gesehen hatte. Ihr Sekretär, das Erbstück eines Onkels aus Oberbayern, war unverschlossen wie immer. Versicherungsunterlagen, Kontoauszüge von ganz früher, ein paar Notariate den Kauf des Hauses betreffend. V. wurde immer skeptischer. Zu glatt, wiederholte er vor sich hin, das war ihm alles zu glatt. Im Keller untersuchte er ihre Trommelsammlung, es standen eine ganze Reihe solcher Instrumente rum, die von Fidas Kolleginnen aus der Percussiongruppe bei ihr untergestellt wurden. V. begutachtete jedes einzelne Stück mit akribischer Sorgfalt. Waren die wirklich so regelmäßig gespielt, wie Fida vorgab? Gebrauchsspuren ja, aber zwei Mal die Woche? Er machte ein Foto von der Bespannung, damit er den Zustand später würde vergleichen können.

Die Überwachungskamera war auf das Gartentor und den Kiesweg zur Eingangstür gerichtet und erfasste weder Sandkasten noch Pool. Der Polizei erzählte V., er habe zur Toilette gemusst und das Kind für keine fünf Minuten alleine im Sandkasten gelassen.

Dem Psychologen, der ihm dringend angeraten wurde, erzählte V. nichts von seinen Träumen. Was ging den das an, und was hätte das schon bringen sollen? Er litt unter wiederkehrenden Bildern, die ihn nachts heimsuchten. Sein hilfloses Strampeln in einem großen See, vielleicht dem Meer, hysterische Schreie, die Fidas Schwester ausstieß. Das große Ungeheuer, viele Köpfe, zahllose Augenpaare, denen er nicht entgehen konnte, fauchende Mäuler, wieder die Schreie. Dazwischen schwamm leblos der kleine Körper mit dem Kopf nach unten.

Fida und V. sprachen kaum miteinander. Auch Wochen später nur das Nötigste. Sie hatte in den aufgewühlten Tagen nach Lisas Tod bemerkt, dass ihre Kommode und der Sekretär durchsucht worden waren. Nur zögerlich machte sie sich bewusst, dass nur V. Zugang zu ihrer Privatsphäre hatte, und als sie ihn damit konfrontierte, erzählte V. ihr von seinem Verdacht und auch von seinen Datenrecherchen. Als er sich damit rechtfertigen wollte, dass sie doch nichts zu verbergen habe und es doch letztlich nur im Sinne ihrer Beziehung sein könne, wenn er sich sicher sein könne, brach sie das Gespräch ab. Sie benutzte weder ihr

Handy noch das Auto und bat V., in sein Arbeitszimmer zu ziehen, als sie nach ein paar Tagen von einer Freundin zurückgekommen war.

Lucy war mit einer Jugendgruppe an die See gefahren und hatte von all dem nichts mitbekommen. Im Bus lief zwischendurch das Radio, der Fahrer hatte wenigstens die Nachrichten gegen die Rebabklänge aus den GirlPhones durchgesetzt. „Datensupergau in Bayern", eröffnete der Sprecher die Meldung. Hacker hatten den Zentralrechner der bayerischen Ermittlungsbehörden offengelegt. Hunderttausende personenbezogener Daten aus zum großen Teil noch laufenden Ermittlungen lagen offen auf mehrfach redundant gehalten Websites. „Mittels eines als *Bayerntrojaner* bekannt gewordenen Systems", erklärte der Sprecher, sei es den Tätern gelungen, unbemerkt die Daten aus den Behördensystemen auf andere Server zu übertragen. Die Daten waren vollständig mit den Klarnamen aller Verdächtigten, Abgehörten, Befragten und Ermittelnden aufgeführt. Auch ein zentraler Verwaltungsrechner der Landesregierung war übernommen worden, und die personenbezogenen Daten aller bayerischen Landesbeamten und der bayerischen Landesregierung waren vollständig online gestellt worden. Der Innenminister sprach von einer „nicht hinnehmbaren Verletzung von Persönlichkeitsrechten", von „krimineller Energie" und einer Provokation der öffentlichen Ordnung, die einer „Kriegserklärung gegen den Freistaat Bayern" gleichkomme.

## Weiß ist am Zug

V. verbrachte so viel Zeit wie möglich in seinem Büro. Dass er M. als Störtebeker hat identifizieren können, hatte er noch niemandem in der ZENTRALE mitgeteilt. Er war unsicher, wie damit umzugehen war. Er versah seinen Dienst nach Vorschrift und verbrachte den größten Teil der Tage und der Nächte damit, auf die weiße Wand gegenüber seinem Schreibtisch zu starren. Die Tränen waren getrocknet, die Depression verging, die Angst wuchs. Es war nicht spontan, als er über eine mit einem Kommilitonen ausgetauschte Handynummer M.s E-Mail-Adresse ausfindig machte. Kaum hatte er die Adresse, tippte er folgende Nachricht: „Lass uns reden. 19:30 Uhr im Breipott!? V."

Zwei Männer gleichen Alters, die unterschiedlicher kaum sein konnten, saßen vor dem Lokal in der Skalitzer Straße.

„Du bist Störtebeker!", empfing V. ihn anstelle einer Begrüßung.

„Hä, bitte wie? Hast du noch was von dem Zeug?", nickte M. ihm belustigt zu.

„Das ist der Vorgangsname, unter dem wir den Eindringling führen, der tief zwischen unseren Sicherheitsringen Datenmengen hin und her schaufelt."

„Originell. Ein berühmter Pirat. War das nicht der, dem man den Kopf abgeschlagen hat, und der dann damit unterm Arm an seinen Männern vorbeigelaufen ist?"

„Wir haben dein schwarzes Handy identifiziert, und ich hab dein Bewegungsprofil beim Suppenessen lokalisieren können."

M. wurde ernst. „Wenn du es weißt, warum kommst dann du und nicht die Polizei?"

„Ich wollte mit dir reden."

„Worüber?"

„Warum tust du's?"

M. lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Seine Augen tasteten V. ab, wie um herauszufinden, ob er wirklich dort saß.

„Diese Frage von dir. Etwas unerwartet, das muss ich zugeben", brach M. das Schweigen. „Du hast lange darüber nachgedacht, bevor du getan hast, was du getan hast. Wir haben damals lange Abende damit verbracht, die Welt zu verbessern. Und jeder von uns beiden hat es dann versucht, jeder auf seine Weise. Und nun sitzen wir hier, und du fragst

mich warum? Wir waren jung und hungrig und ungeduldig, wollten der Welt zeigen, was wir können. Und das haben wir dann getan, ganz unterschiedlich zwar, aber doch letztlich so, wie wir es uns damals schon vorgenommen hatten."

V. schwieg.

„Wir waren verantwortlich, weil wir es konnten. Elitenverantwortung haben wir das damals genannt. Unsere Fähigkeiten mussten wir einsetzen, sonst wären sie nichts wert. Wer etwas kann, muss es auch tun, im Sinne aller. Und wir sind auch heute noch verantwortlich, weil wir es können und weil wir es erkennen. Wir beide wissen seit langem, dass die Dinge eine ganz falsche Richtung genommen haben. Du hast versucht, ganz mein alter V., innerhalb des Systems Schaden abzuwenden, sicher zu machen, was sicher sein musste. Daran habe ich nie geglaubt, das weißt du. Also habe ich versucht zu zeigen, dass es keine Sicherheit geben kann, und dachte, nach der Telefonliste des Kanzleramts würde sich eine Öffentlichkeit finden, die tätig wird und verhindern würde, was dann doch passiert ist."

V. hob den Kopf und sah M. prüfend an. „Du?"

„Ja sicher, ich. Es war nicht mal besonders schwierig, hatte ja mit dem genialen Erfinder der Sicherheitsarchitektur vieles gemeinsam. Den Algorithmus der asymmetrisch querreferenzierenden Instanzen hattest du – in groben Zügen jedenfalls – schon in deiner Diplomarbeit entwickelt. Erinnerst du dich, wie wir lange darüber gesprochen haben, nachdem du mich gebeten hattest, die Arbeit gegenzulesen? Bevor wir uns dann aus den Augen verloren. Schönes Stück Software, Respekt, mein Lieber. Aber wer deine Instanzenarchitektur einmal von innen gesehen hat, der hat leichtes Spiel. Nur hat es alles nichts gebracht. Die *Bild* fand witzig, dass der Kanzlerinnengatte eine neue Handynummer brauchte, sonst nichts. Kein Aufschrei, kein Bewusstsein, stattdessen weitere Gesetze und noch mehr Daten und noch mehr Relationen. Tja, da war klar: mit Aufrütteln wird es nichts, wenn ich wirklich eingreifen wollte, musste ich ernsthaft angreifen, nicht bloß ein paar Telefonnummern veröffentlichen. Dass du kurz drauf zum Sicherheitschef geworden bist und dein NEUDAT zum Sicherheitsstandard der ZENTRALE wurde, war dann der Wink des Schicksals, den ich vielleicht noch brauchte."

M. ersparte ihm den Anwerbeversuch, den Herold unternommen hatte, und nach dessen Scheitern die Kanzlerin V. zum Sicherheitschef ernannt hatte.

V. saß stumm am Tisch und schaute M. an. Er erinnerte sich gut an die alten Zeiten, ja, sie waren die Größten gewesen, konnten alles und würden es der Welt zeigen. Den Job bei der ZENTRALE hatte V. angenommen, weil er Karriere machen wollte, nicht um die Welt zu retten. Da sah M. mehr, als in V. wirklich war. Dass Dinge in eine falsche Richtung liefen, ja, da hatte M. recht, aber V. hatte sich das nie eingestanden, bis sein Leben aus den Fugen geraten war.

„Was genau passiert da? Was machst du da?“, fragte V.

„Das habt ihr noch nicht geblickt?“, lächelte M. mit spöttischem Stolz.

„Offenbar werden keine Daten zerstört, wäre auch sinnlos, bei den zahlreich redundant gehaltenen Backups.“

„Zerstörung, pah, ich bitte dich, wir haben die Steinzeit glücklich überwunden. Eine Null, wo eine Eins stand, und die Prüfsummen angepasst, nicht mehr. Die Datei sieht aus wie vorher, ist nicht größer und nicht kleiner, wird durch alle Instanzen getragen und geflissentlich ins Backup überspielt. Es dauert lange, bis es bemerkt wird, die Arbeitskopien bleiben ja solange unverändert, bis sich ein Update ergibt. Dann steht die gedrehte Eins vorn, und alle Relationen laufen ins Nichts, die Datensätze nicht mehr valide, und das Licht geht aus.“ M. knipste einen alten Drehschalter in der Luft.

„Du bist nah dran, verdammt nah dran. Aber die letzte Instanz folgt einer anderen Logik. Da kommst du nicht rein.“

„Und jetzt? Wie weiter?“, fragte M.

„Keine Ahnung“, schüttelte V. den Kopf. „Ich weiß es nicht.“

# Dünnes Eis

Es waren nur wenige Spaziergänger unterwegs, trotz des Kaiserwetters. Die Sommerferien waren längst vorbei, die Hitze gebrochen, es roch deutlich nach Herbst. Nur ein paar Ruheständler begegneten V. am Schlachtensee. Er war mit der S-Bahn gefahren und die abschüssige Badewiese zum See hinunter gelaufen. Zertreten war sie, abgenutzt vom Spaß der Ferienkinder, denen die aufgeworfenen Löcher der Wildschweine egal schienen, die immer größere Kluften in die einst gepflegte Grünfläche gesprengt hatten. Große Baumstämme, Jahrhunderte alt, neigten sich bedrohlich schwer in das schwarze Wasser. Tiefe feste Wurzeln, die ein kleiner Sturm im Handumdrehen aus dem Boden hat reißen können, ragten hilflos in die Luft. Der See schien zugefroren, eine starre Haut bedeckte das Leben im Wasser, nur hier und da noch durchbrach ein kräftiger alter Stamm die kalte Gleichförmigkeit. V. bog links in den Uferweg in Richtung Süden. In der Wilhelmstraße hatte er sich krank gemeldet, auf unbestimmte Zeit. Lucy war aus dem Landschulheim zurückgekehrt. V. konnte ihr nicht unter die Augen treten. Fida vermied jede Begegnung mit ihm, sie schloss die Tür, wenn sie ihn – selten genug – nach Hause kommen hörte. Er hatte beiläufig eine Mail von einem Familienrechtler in ihrem Posteingang gefunden, die er nicht hätte lesen müssen, um zu wissen, was darin stand. Sie würde juristisch zu retten versuchen, was zu retten war. Die Gesetze gaben viel her, und viele Richter waren kluge, besonnene Menschen.

M. hatte recht, die Dinge liefen seit langem in eine ganz falsche Richtung. Karl, in seiner geschliffenen Rhetorik, hatte so oft den Finger in die Wunde gelegt. V. hatte nur Gesetze gesehen, und Gesetze mussten eingehalten und umgesetzt werden. Sicher hatte Karl recht, als er die Verdachtsunabhängigkeit der Datenspeicherung bereits vor vielen Jahren den Sündenfall nannte, aber V. hatte sich immer auf die gesetzlichen Rahmenbedingungen der Verwertung berufen und war fest überzeugt davon, sowohl die unbefugten Zugriffe von außen als auch die missbräuchliche Verwendung durch de jure Befugte verhindern zu können. So wie der Gesetzgeber es vorgesehen hatte. Beides war nicht haltbar. Störtebeker, M., war tief in die letzten Instanzen vorgedrungen und schichtete Daten an Stellen um, die längst zum innersten Sicherheitszirkel des Systems gehörten, er war bis kurz vor die Backup-Schnittstelle

vorgedrungen. Die ZENTRALE, V., hatte weder verstanden, wie er reingekommen war, noch, was er da eigentlich tat. Und V. selbst hatte sein Zugriffsrecht missbraucht und gegen jedes Recht und jeden Anstand verstoßen und seine Tochter und seine Frau auf dem hintergrundbeleuchteten Seziertisch seiner Macht zerlegt. Das war der Sündenfall. Gerade er, der allen als bedingungslos zuverlässig galt, man spottete scherzhaft darüber, dass er 29 fuhr, wo 30 erlaubt waren, ausgerechnet er. Sein Hang zur Hohenzollerngeschichte hatte ihm den Beinamen „der Preuße“ eingebracht. V. hatte darüber geschmunzelt und fühlte sich geschmeichelt. Er sah nun ganz klar über den glatten See. Die Sonne neigte sich hinter den alten Bäumen. Er hatte nicht widerstanden, nicht einmal für sich selbst konnte er garantieren, er traute sich nicht mehr. Wem sonst hätte er trauen mögen? Dass Macht korrumpiert, war ein schaler Gemeinplatz, der historisch so abgehangen war, dass seine Gültigkeit ins Reich des Abstrakten verbannt schien. Macht kommt von Möglichkeit und diese war geschaffen. Das Ungeheuer hatte seine Ketten gesprengt, Leviathan wütete über der eisigen Silberhaut des Sees aus Wohlstand und Gleichgültigkeit. Die alten Gespräche klangen in seinen Ohren. Wer kann, der muss. Das war Elitenpflicht, das war Verantwortung einer Gesellschaft gegenüber, die den Keulen abgeschworen hatte. V. konnte und V. musste.

Aus der Fischerhütte rief er M. an. Das Datenprotokoll war ihm da bereits gleichgültig. „Kannst du herkommen, jetzt gleich?“

„Sagst du mir, wo du bist, oder soll ich rasch über den Rechner in der Wilhemstraße recherchieren?“

V. bestellte mechanisch ein Flasche Pouilly Fumé, aber das war bereits nicht mehr wichtig. M. saß eine gute halbe Stunde später, eine rote Fleecedecke um die Schultern geschlagen, mit ihm am Tisch.

Die beiden Zwillinge, ein blonder und ein schwarzhaariger, hatten nach einer Stunde ausgetauscht, was nötig war. Der Zugriff erfolgte online über V.s Handy. Das Passwort war „duennes#eis“, ein Relikt aus ihrer Jugend.

# Epilog

V. hat das Büro in der Wilhelmstraße nie wieder betreten. Er betrieb gemeinsam mit seinem Bruder M. eine kleine Bar auf Ko Samui und verkaufte eisgekühltes Bier am Strand. Für den Rest seines kurzen Lebens verfolgten ihn nächtliche Albtraumbilder eines vielköpfigen Ungeheuers und eines kleinen, leblosen Körpers, der im Wasser trieb. Er verstarb binnen Jahresfrist an den Folgen unmäßigen Tablettenkonsums. M. berät die Regierung von Thailand in Sicherheitsfragen. Mit seiner Ehefrau Thira Nuwat hat er Zwillinge, ein schwarzhaariges Mädchen und einen blonden Jungen. Beide werden später an der Universität von Bangkok Mathematik studieren.

Fida lernte nach dem Zusammenbruch, der dem Totalausfall der zentralen Datenhaltung folgte, einen Österreicher kennen, der nach brotlosen Versuchen in der Kunst eine grandiose Karriere vor sich hatte, und zog mit Lucy ins Innviertel.

Die Zukunft der Bundesrepublik Deutschland ist zum Redaktionsschluss ungewiss.

## Der Stand der Gesetzgebung

Die Vorratsdatenspeicherung ist in der Bundesrepublik Deutschland durch das „Gesetz zur Neuregelung der Telekommunikationsüberwachung und anderer verdeckter Ermittlungsmaßnahmen sowie zur Umsetzung der Richtlinie 2006/24/EG“ eingeführt worden, das am 9. November 2007 in namentlicher Abstimmung von der Mehrheit der Abgeordneten des deutschen Bundestages verabschiedet, am 26. Dezember 2007 von Bundespräsident Horst Köhler unterzeichnet wurde und mit dem 1. Januar 2008 in Kraft getreten ist.

Das Gesetz verpflichtet Telekommunikationsanbieter und Internetprovider, die Verkehrsdaten jeglicher Telekommunikation für sechs Monate verdachtsunabhängig „auf Vorrat“ zu speichern. Darunter fallen unter anderem die Rufnummern von Anrufer und Angerufenem und die Anrufzeit bei Festnetzverbindungen und Kurznachrichten (SMS). Bei Mobilfunkverbindungen wird zusätzlich die Funkzelle gespeichert, aus der sich die geografische Lage ergibt. Bei Internet-Telefondiensten ist die jeweilige IP-Adresse des Anrufers bzw. des Angerufenen zu speichern. Beim Versand einer E-Mail die Absender-IP-Adresse, die E-Mail-Adressen aller Beteiligten und der Zeitpunkt des Versands.

Genutzt und übermittelt werden dürfen auf Vorrat gespeicherte Verbindungsdaten zur Verfolgung von Straftaten, zur Abwehr von erheblichen Gefahren für die öffentliche Sicherheit, zur Erfüllung der gesetzlichen Aufgaben der Verfassungsschutzbehörden des Bundes und der Länder, des Bundesnachrichtendienstes und des Militärischen Abschirmdienstes.

Zur Erfüllung ihrer gesetzlichen Aufgaben haben eine Vielzahl von Stellen einen direkten Online-Zugriff auf diese Bestandsdaten: Gerichte, Strafverfolgungsbehörden, Polizeivollzugsbehörden des Bundes und der Länder für Zwecke der Gefahrenabwehr, das Zollkriminalamt und Zollfahndungsämter für Zwecke eines Strafverfahrens, Verfassungsschutzbehörden des Bundes und der Länder, der Militärische Abschirmdienst, der Bundesnachrichtendienst, Notrufabfragestellen, die Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht und die Zollverwaltung zur Schwarzarbeitsbekämpfung.

Das „Gesetz zur Erschwerung des Zugangs zu kinderpornographischen Inhalten in Kommunikationsnetzen“ (Zugangserschwerungsgesetz – ZugErschwG) wurde am 18. Juni 2009 in namentlicher Abstimmung von der Mehrheit der Abgeordneten des deutschen Bundestages verabschiedet, durchläuft derzeit den weiteren gesetzgeberischen Prozess und soll noch im Jahr 2009 in Kraft treten. Es ist vorgesehen, dass das Bundeskriminalamt (BKA) eine Sperrliste führt, auf der Domainnamen, IP-Adressen und URLs von kinderpornografischen Webseiten gemäß § 184b StGB sowie auf Kinderpornografie verlinkende Seiten indiziert werden. Die vom BKA erstellten Sperrlisten unterliegen keiner richterlichen Kontrolle. Sie sollen von einem, vom Bundesdatenschutzbeauftragten zu benennenden, fünfköpfigen Gremium vierteljährlich in Stichproben eingesehen werden. Eine Veröffentlichung der Sperrlisten ist ausdrücklich nicht vorgesehen.

Der Wissenschaftliche Dienst des Deutschen Bundestages hat das Gesetzesvorhaben als verfassungsrechtlich bedenklich eingestuft und formuliert in seiner Stellungnahme vom 27 Januar 2009: „Hält man sich das große Missbrauchspotenzial, das gerade bei zentralen technischen Filtersystemen besteht, und die Bedeutung der Kommunikationsfreiheit für eine freiheitliche Demokratie vor Augen, so muss diese Gefahr als besonders schwerwiegend angesehen werden.“